

Aufsätze und Bücher.

1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie.

232. Das Akademische Deutschland. Hrsg. v. M. Doeberl, O. Scheel u. a. 4 Bde. u. 1 Registerbd. Format: 32,5 × 24,5 cm (1. Bd.: XV u. 720 S.; 2. Bd.: XVI u. 1094 S.; 3. Bd. XII u. 630 S.; 4. Bd.: X S. u. LXXVIII farb. Wappentafeln; Reg.-Bd.: VIII u. 109 S.). Berlin 1930/31, Weller. Gzl. M 240.— Mit berechtigtem Stolz dürfen Herausgeber und Verlag auf die Vollendung dieses gewaltigen, 1927 begonnenen Unternehmens zurückschauen, das durch die Zusammenarbeit von Hunderten berufener Mitarbeiter aus allen Provinzen des akademischen Geistesstaates (unter ihnen viele klangvolle Namen, wie H. Finke, E. Spranger, R. Seeberg, M. Meinertz, H. Hermelink usw.) entstanden ist und auf fast 2700 Seiten einen Querschnitt durch das gesamte deutsche akademische Leben mit all seinen Verästelungen von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart bietet. Reicher künstlerisch-geschmackvoller Bildschmuck (17 farbige Kunstdrucktafeln, 16 Tiefdrucktafeln und 1091 Illustrationen) beleben den Text. Der vierte Band bringt in den 1600 Einzelwappen auf 78 farbigen Tafeln zum erstenmal eine vollständige Wiedergabe aller studentischen Wappen. — Zu Beginn des ersten Bandes „Die deutschen Hochschulen in ihrer Geschichte“ bietet der Tübinger Historiker O. Scheel, ausgehend von den grundlegenden Forschungen Denifles, eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Universitäten in den vier Perioden: 1348—1506 (das spätmittelalterliche Generalstudium), 1506—1694 (unter der Herrschaft des Territorialismus und Konfessionalismus), 1694—1792 (beginnende Säkularisierung, Neugründungen und Massentod), 1792—1929 (die modernen deutschen Universitäten als staatliche Anstalten des wissenschaftlichen Unterrichts und der freien Forschung); jedem Abschnitt ist eine kartographische Darstellung der jeweiligen Entwicklung beigelegt. Es folgen Einzelbeiträge über die Geschichte aller heute noch bestehenden Universitäten, Akademien und Hochschulen. In einem besonderen Abschnitt wird hier von Prof. A. Scharnagl (Freising) die Geschichte aller einzelnen katholischen Philosophisch-theologischen Hochschulen mit Einschluß der jüngsten, Sankt Georgen in Frankfurt a. M., gezeichnet. — Im zweiten Bande, „Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger“, wird das deutsche Studententum in seiner Geschichte, seinen Sitten und Gebräuchen (Mensur, Trinksitten, Trachten usw.) geschildert. Beachtung verdient hier der von katholischem Standpunkt aus geschriebene Beitrag „Ehre und Ehrenschatz des Zweikampfgegners“ von H. Hagen. Es folgen die geschichtlichen Darstellungen aller einzelnen Studentenverbände und -verbindungen. — Der dritte Band erforscht die deutschen Hochschulen in ihren Beziehungen zur Gegenwartskultur: ihr Verhältnis zu den Hochschulsystemen des Auslandes; ihr Bibliothekswesen, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft usw. Zum Wertvollsten dieses Bandes gehören der Einleitungsaufsatz E. Sprangers über „Das Wesen der deutschen Universität“ und der Beitrag von M. Meinertz über „Hochschule und Weltanschauung“, der diese Frage vom katholischen Standpunkt aus beleuchtet, während R. Seeberg sie unter protestantisch-theologischem und J. Walch unter neutral-religionswissenschaftlichem Gesichtswinkel erörtert. Hentrich.

233. Philosophia perennis. Abhandlungen zu ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Festgabe Josef Geysers zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Fritz-Joachim von Rintelen. I. Bd. Ab-

handlungen über die Geschichte der Philosophie. II. Bd. Abhandlungen zur systematischen Philosophie. Lex.-8^o (XX u. X u. 1244 S.) Regensburg 1930, Habel. *M* 37.— Dieses, von dem Verl. Habel vornehm ausgestattete, mit einem Bildnis des Jubilars geschmückte Monumentalwerk zeugt von unverwüthlicher Lebenskraft scholastischer Philosophie. Es ist der schönste Dank für die unverdrossene, opfer- wie erfolgreiche Lebensarbeit Geysers, der jene Neublüte der deutschen wie der internationalen Scholastik zu einem großen Teil heraufgeführt hat. Sinnvoll hat darum der Herausgeber, Schüler von Baeumker und von Geysers selbst, v. Rintelen, der sich durch diese Festgabe ein hervorragendes Verdienst erworben hat, eine internationale Sammlung von aus 16 verschiedenen Staaten stammenden 68 Abhandlungen aus dem gesamten Gebiete der Philosophie zu dieser Jubiläumsgabe vereinigt. Auch einige nichtscholastische Philosophen wollten den verdienten Gelehrten durch Beiträge ehren. Der erste Band bietet Darstellungen u. a. von Söhngen über den aristotelischen Metaphysikbegriff, von Mager über augustinische Mystik, von Grabmann über Jakob von Viterbo, von B. Jansen über Nikolaus Cusanus, von Maréchal über Husserl und Blondel, von F. X. Seitaro Sato über den Aristotelismus in Japan. Die Abhandlungen des zweiten Bandes, der mit einigen Aufsätzen über Geysers Philosophie schließt, sind gegliedert nach den logischen, erkenntnistheoretischen, ontologischen, naturphilosophischen, psychologischen, ethischen, metaphysischen Problemen. Hier finden sich u. a. Beiträge von Dingler, M.-D. Roland-Gosselin, Gilson, Maritain, Garrigou-Lagrange, Gemelli, Hönigswald, Arseniew. — Einzelbeiträge werden besprochen Schol 6 (1931) 134 und 310 f., sowie unten Nr. 243, 248, 250 f., 317 f., 320. Gemmel.

234. Schmidt, Franz, Die Theorie der Geisteswissenschaften vom Altertum bis zur Gegenwart. gr. 8^o (150 S.) München 1931, Reinhardt. *M* 5.50. — Das Buch bietet eine kurze, aber im ganzen gut orientierende Übersicht über die Theorie der Geisteswissenschaften. Bis in die Zeit des deutschen Idealismus hinein ist diese Theorie allerdings aus den Werken der Historiker und gelegentlichen Äußerungen zu erschließen, da eine bewußte Reflexion auf die metaphysischen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen fehlt. So nimmt die Zeit von Humboldt an den größten Teil des Buches ein. Mit Dilthey, Troeltsch und Spranger schließt die Untersuchung ab. Daran schließen sich drei Kapitel über Kunstgeschichte, Religionswissenschaft und Sprachwissenschaft an, die aber etwas dürrig ausgefallen sind, besonders das zweite. Die eingestreuten kritischen Bemerkungen, z. B. über die Rolle der Psychologie in der Geschichtsforschung, die Forderung einer genauen Trennung zwischen Tatsachenforschung und Kultursynthese und -bewertung scheinen uns sehr beachtenswert. Brunner.

235. Scholz, H., Geschichte der Logik. gr. 8^o (X u. 78 S.) Berlin 1931, Junker und Dünhaupt. *M* 4.— In gleicher Größe und Ausstattung wie die mit Recht geschätzten „Philosophischen Forschungsberichte“ läßt der in philosophischen Veröffentlichungen überaus rührige Verlag eine neue Sammlung „Geschichte der Philosophie in Längsschnitten“ erscheinen, die kurze Überblicke über die geschichtliche Entwicklung der philosophischen Teilgebiete geben soll (Herausgeber: W. Moog). Als eine der ersten Nummern liegt uns diese Geschichte der Logik vor. Man wird dem Verf. dankbar sein, daß er diesen Abriß gewagt hat, obwohl für die Zeit seit dem Ende des Mittelalters größere Vorarbeiten noch fast ganz fehlen. Sicherlich hat er auch — zumal bei der Beschränkung des Raumes — gut daran getan, nicht die ganze Mannigfaltigkeit dessen, was im Lauf der Zeiten alles „Logik“ genannt worden ist, zu berücksichtigen, sondern sich streng auf die

formale Logik, die vor allem als Schlußlehre aufgefaßt wird, zu beschränken. So kann das Büchlein manches Interessante bieten, was man sonst nicht leicht finden wird (z. B. über Saccheri S. J. und Jungius). Die vollkommenste Gestalt der formalen Logik erblickt S. in der von Leibniz begründeten Logistik, die durch Einführung der symbolischen Zeichen „das Schließen ebenso unabhängig macht von dem Denken an die inhaltliche Bedeutung der Sätze, die in einen Schlußprozeß eingehen, wie die neue Mathematik das Rechnen im weitesten Sinne des Wortes ... unabhängig gemacht hat vom Denken an die inhaltliche Bedeutung der Zeichen, die in diese Rechnungen eingehen“ (50). S. rückt freilich von der maßlosen Überschätzung dieser Logik, wie sie sich bei Carnap und seinem „Wiener Kreis“ zeigt, ab; trotzdem scheint er uns die Bedeutung der Symbolisierung für die Philosophie doch noch zu hoch anzuschlagen; wieso sachliche Probleme, wie z. B. der Streit zwischen Nominalismus und Realismus, gerade durch die Anwendung der Logistik entschieden werden sollen, ist wirklich nicht einzusehen. Schon die Tatsache, daß die Logistik mehr von Mathematikern als von Philosophen ausgebildet worden ist, dürfte darauf hinweisen, daß die Symbolisierung mehr für die mit viel verwickelteren Schlußverfahren arbeitenden mathematischen Wissenschaften von Bedeutung ist als für die Philosophie. Allerdings könnte gegenüber der Überschätzung der „ratio“, wie sie sich z. B. im Versuch einer rein analytischen Zurückführung des Kausalitätsprinzips auf das Widerspruchsprinzip zeigt, die Anwendung der logistischen Symbolik wohl dazu helfen, klarer zu unterscheiden, was wirklich der ableitenden Vernunft und was nur der Einsicht des „intellectus“ zugeschrieben werden kann. de Vries.

236. Sakurazawa, Nyoiti, Principe unique de la Philosophie et de la Science de l'Extrême-Orient. Préface de S. Elisséev et R. Grousset. 8° (161 S.) Paris 1931, Vrin. Fr 15.— Der japanische Philosoph S. will hier den Nachweis versuchen, daß die Philosophie und Wissenschaft des buddhistischen Indiens und des alten China in ihrem Grundgedanken übereinstimmen (von der schwierigen Frage etwaiger geschichtlicher Abhängigkeiten will er ausdrücklich dabei absehen). Während alles abendländische Philosophieren (einerlei ob bejahend oder bekämpfend) vom Begriff des Seins, der Substantialität ausgehe, liege dem östlichen Denken der Begriff der „vacuité“ zugrunde, d. h. „der Leerheit von Substanz“; diese „vacuité“ bedeute aber zugleich „allgemeine Virtualität“, da sie durch das Spiel der Gegensätze die Erscheinungswelt erzeuge. S. will nun in den Aufstellungen moderner abendländischer Physiker und Chemiker, die an die Stelle des materiellen Atoms elektrische Kraftfelder setzen, und in der allgemeinen Relativitätslehre Einsteins eine Bestätigung des Grundgedankens des östlichen Denkens durch die westliche Forschung erblicken. Hentrich.

237. Ritter, Const., Die Kerngedanken der platonischen Philosophie. 8° (X u. 346 S.) München 1931, Reinhardt. M 12.—; Lw. M 14.— 44 Jahre sind vergangen, seitdem der Tübinger Gymnasialprofessor R. mit den „Untersuchungen über Plato“ die lange Reihe seiner Platonstudien eröffnete. Durch sein großes, zweibändiges Werk „Platon, sein Leben, seine Schriften, seine Lehre“ (München, 1910—1923) hat er sich einen Ehrenplatz neben Wilamowitz-Moellendorf unter den deutschen Platonforschern erobert. Im vorliegenden Werk will der 72jährige Professor, offenbar für weitere Kreise, einen Auszug aus seinem zweibändigen Werke bieten. Dabei muß er für viele Ausführungen auf den stützenden Beweis verzichten und auf sein Hauptwerk verweisen, das das vorliegende an Umfang um das Vierfache übertrifft. In sachlicher Hinsicht habe ich keinen wesentlichen

Fortschritt (bzw. Unterschied) gegenüber dem großen „Platon“ feststellen können, in der Darstellung dagegen insofern einen Unterschied, als hier Platons philosophische Entwicklung durch die zweite sizilische Reise 367 (Schriften bis zum Theaitetos einschl.), im Hauptwerk jedoch durch das Jahr 380 (Schriften bis zum Phaidon einschl.) gezwiebelt wird. — In der am meisten umstrittenen Frage der modernen Platonforschung, der Auslegung der Ideenlehre, nimmt R. in seinem Hauptwerke bekanntlich eine ganz eigene Stellung ein: im Gegensatz zur aristotelischen und zur marburgisch-neukantianischen Auslegung will R. Platon im Sinne der Husserlschen Ideation verstanden wissen. Im vorliegenden Werke unterstreicht R. diese seine Auslegung von neuem. Doch muß Besprecher gestehen, daß ihn ebenso wenig wie die größere Arbeit die vorliegende in diesem entscheidenden Punkte hat überzeugen können. H.

238. Jansen, B., Das Wesen und die Stellung Gottes in der Philosophie Platons: Greg 13 (1932) 109—123. — Die Ideenlehre führt zu Gott empor; als höchste Idee besitzt er alle Eigenschaften der Ideen: er ist eine unveränderliche, geistige, notwendige Wirklichkeit, das vollkommenste Sein. Ob Gott auch individuell-persönlich ist, läßt sich von hier aus nicht entscheiden. Erst wenn die Ideen als Ursachen alles Seins und Werdens genommen werden, gewinnen sie einen individuellen Charakter. Jedenfalls erscheint Gott ganz klar als Grund der gesamten physischen und metaphysischen Ordnung, als Quell aller Wahrheit, Gutheit und allen Seins, als vernunftbegabte, wollende Persönlichkeit; Gottes ethische Eigenschaften und sein Verhältnis zur Welt treten mehr als bei Aristoteles hervor. Im einzelnen bleibt freilich manches dunkel; das ist auf den Mangel an begrifflicher Durcharbeitung und systematischer Abrundung zurückzuführen. — Ein wertvoller Beitrag zur Aufhellung äußerst schwieriger historischer Probleme. Lotz.

239. Scholz, H., Der platonische Philosoph auf der Höhe des Lebens und im Anblick des Todes (Philosophie und Geschichte 34), gr. 8^o (40 S.) Tübingen 1931, Mohr. M 1.80. — S. sucht den tiefsten Sinn der platonischen Philosophie, der auch nach Plato sich nicht mehr in abstrakten Lehrsätzen mitteilen läßt, darzustellen an den beiden Gestalten des Philosophen in der Politeia und im Phaidon. In der ersteren ist der Philosoph nach Vorbereitung durch die Philosophie der Politik zugewandt, um die Ideen zu verwirklichen; im Phaidon wendet er sich freudig vom Leben ab. Aber das Gemeinsame in beiden Haltungen ist der Eros der Ideenwelt; ihrem Gebote ordnet sich der Philosoph unbedingt unter. Brunner.

240. Gentile, Marino, I fondamenti metafisici della morale di Seneca (Public. della Univ. catt. del S. Cuore, Ser. I. Vol. 19). gr. 8^o (V u. 92 S.) Milano 1932, „Vita e Pensiero“. L 10. — Mit zahlreichen treffenden Belegstellen wird das gesamte philosophische System S.s in seiner Bedeutsamkeit für seine Ethik vorgeführt, u. a. seine Kosmologie, seine Lehre über Vernunft, Geist und Gott im Kosmos und seine psychologische Affektenlehre. Hierbei wünschte man größere Klarheit seiner Impetus-Lehre. S.s Herkunft vom Stoizismus, aber auch die beide trennenden Unterschiede werden hervorgehoben, insbesondere in der Unsterblichkeitslehre und in der Umwandlung des stoischen Realkosmopolitismus in einen rein geistigen bei S. Die Eigenart und die Gegenwartsbedeutung S.s sieht G. in seinem Ringen um die echt stoische „Einheit“ zwischen den sozialen, ganz national aufgefaßten Pflichten des Weisen und seiner damit schwer vereinbaren Verpflichtung zur Gottschau. Gemmel.

241. Jolivet, Régis, Essai sur les Rapports entre la Pensée

Grecque et la Pensée Chrétienne (Bibl. d'Histoire de la Philosophie). gr. 8^o (VIII u. 208 S.) Paris 1931, Vrin. — Der erste Teil des Buches ist ein unveränderter Abdruck des hier bereits besprochenen Artikels „Aristote et Saint Thomas ou la notion de création“ (vgl. Schol 6 [1931] 110 f.). Der zweite Teil „Plotin et Saint Augustin ou le Problème du mal“ zeigt die Stellung Augustins zum Neuplatonismus an dem Beispiel der Lehre vom Übel (vgl. Schol 6 [1931] 111). Bei Plotin ist die Materie, die äußerste Emanation des Ersten und Einen, der Sitz des Bösen. Da die Emanation notwendig ist, so ist auch das Böse ein notwendiges Geschehen. Augustinus hingegen sieht den Ursprung des Bösen in der Tat des freien Willens. Entsprechend gestaltet sich die Lehre von der Vorsehung: bei Plotin ist sie ein Wort, das das notwendige, unfreie Geschehen als vom Ersten und Einen ausgehend bezeichnet. Für Augustin bedeutet sie die freie, väterliche Vorseorge eines persönlichen Gottes. Somit hat Augustin an entscheidenden Punkten den Neuplatonismus inhaltlich abgelehnt, wenn er auch manches Außerliche von ihm übernahm. Die große Bedeutung des Neuplatonismus für ihn liegt darin, daß eine oberflächliche Kenntnis dieser Lehre ihm im Augenblick der seelischen Krise die Formulierung gab, die ihn über seine Schwierigkeiten hinausführte. Mit gründlicherer Kenntnis des ganzen Neuplatonismus hat er sich innerlich immer entschiedener davon frei gemacht und ihn wesentlich umgestaltet. Der dritte Teil „Hellenisme et Christianisme“ gipfelt in der Feststellung, daß Thomas viel mehr Aristoteliker war als Augustin Neuplatoniker. Dies ist dadurch zu erklären, daß die Philosophie Platons viel mehr religiös inspiriert war als die des Aristoteles, aber gerade dadurch auch unlösbarer mit religiösen Irrtümern verknüpft, während die religiösen Irrtümer des Aristoteles die Richtigkeit seiner Seinsphilosophie nicht antasteten. Brunner.

242. Wagner, Friedrich, Geschichte des Sittlichkeitsbegriffes. Bd. 2: Der Sittlichkeitsbegriff in der Heiligen Schrift und in der altchristlichen Ethik (Münst. Beitr. z. Theol. H. 19). gr. 8^o (VIII u. 280 S.) Münster i. W. 1931, Aschendorff. M 14.40. — Wie der erste Band (vgl. Schol 3 [1928] 474 f.) zeichnet sich diese Fortsetzung durch sorgfältige Quellenangabe und selbständige, vorsichtige Quellendeutung aus. Der Wesensbegriff von Sittlichkeit und Tugend wird hier in den christlichen theologischen Quellen erforscht, in der Heiligen Schrift des A. und N. T. und in der östlichen und westlichen Kirche bis zu Pseudo-Dionysius und Gregor d. Gr. Ausführliche Darstellung erhält u. a. die Ethik Jesu und Pauli; vorbildlich ist ferner die Erklärung der Natur und Vernunft als der sittlichen Erkenntnisnorm bei Tertullian. — Ob demgegenüber der Heiligen Schrift jede philosophische Begründung der Sittlichkeit abzusprechen ist (Vorwort)? Enthalten die Parabeln Jesu und die Paulinen nicht auch Vernunftbegründung? W. schränkte sein Thema auf den engern Sittlichkeitsbegriff ein; sonst hätte er hier, im theologischen Sittlichkeitsbereich, die Begriffe von Freiheit und Gnade, Wiedergeburt, Gotteskindschaft nicht umgehen können. Immerhin hätte er, ähnlich wie er es im Falle der Lehre Jesu über die Aszese und bezüglich der Doppelmoral von Gebot und Rat tat, leicht die Verbindungslinien zu wichtigen Gegenwartsfragen ziehen oder doch andeuten können, um die Reichtümer der gehaltvollen Arbeit erst recht zu erschließen. So erwartet mancher eine Deutung der paulinischen „Gesetzes“-Begriffe; die Lehre vom natürlichen Sittengesetz brauchte man nicht einschränkungslos von der Stoa herzuleiten (240). Die Troeltschsche Auffassung von der Kultur- und Staatsflucht Jesu und des Urchristentums wäre Anlaß gewesen, den christlich-soziologischen Gedanken in Kirche (corpus Christi mysticum,

Reich Gottes, Eschatologie) und Staat als geradezu entscheidenden Wesensbereich des christlichen Sittlichkeitsbegriffs darzutun. Dies um so mehr, als die Nichtscholastik, wie zwischen Sittlichkeit und Religion, so oft noch schärfer zwischen Sittlichkeit und der gesamten Rechtswelt zu scheiden sucht. Hier hätte Ambrosius (233), vorab die überragende augustinische Soziologie, dienen können. Gemmel.

243. Millar, Moorhouse I. X., S. J., The significance of St. Augustine's criticism of Cicero's definition of the state (*Philosophia perennis*, Festg. Jos. Geysler. I 99—110). — Gegenüber A. J. Carlyle, der Ciceros Staatsdefinition gegen Augustins Kritik verteidigt, untersucht M. die Bedeutung von *iustitia*, *ius*, *lex* in der Antike und bei Augustin. — Die Studie ist u. a. für die angelsächsische Auffassung von der Verschiedenheit der Rezeptionen des römischen Rechts bedeutsam. M. will der Stoa und den römischen Juristen die Naturrechtslehre nur im Sinne des *ius naturae animale* zubilligen. Diese *iustitia* habe Augustinus als für den Staat ungenügend aus seiner Staatsdefinition ausschließen wollen. G.

244. Vélez, Pedro Martínez, O. S. A., El número agustiniano. 8^o (65 S.) El Escorial 1931, Imprenta del Monasterio. — In diesem gründlichen Beitrag zur Erforschung der Philosophie des hl. Augustinus untersucht V. die Bedeutung des Zahlbegriffes bei A. im allgemeinen (die mathematische und metaphysische Seite), sodann die „Zahl“ in den Dingen, in der Menschenseele und in Gott (Musik, Vers und Rhythmus). V. zieht vor allem — darin liegt der Wert dieser Arbeit — die sonst weniger beachtete Schrift A.s „De Musica“ in den Kreis seiner Untersuchung. Mit Recht betont V., wie notwendig das Studium dieser „Zahlenlehre“ zum Verständnis der philosophischen Gedankenwelt A.s ist. Die deutsche A.sliteratur ist eingehend berücksichtigt. Hentrich.

245. Wunderle, G., Über die Hauptmotive zur Bildung von Augustins Gottesbegriff nach der Darstellung der Confessionen (Sonderdruck aus dem „Archiv für Religionspsychologie und Seelenführung“, Bd. 5). gr. 8^o (35 S.) Leipzig 1931, Pfeiffer. M 1.50. — Nach einem Hinweis auf die religionspsychologische Bedeutung der Confessiones Augustins bietet Verf. als Rahmen für seine Untersuchung die Elemente von dessen Gottsuchen: Wahrheitssuchen, Glücksuchen, Gottsuchen ist für ihn dasselbe; dieser Gott ist ein geistiger und persönlicher Gott; das Streben nach ihm setzt schon einen gewissen Besitz voraus, der gegeben ist, insofern die Erfahrung der Freude das Streben nach vollkommenem Glück weckt und die Erkenntnis belehrt wird, daß eben Gott dieses vollkommene Glück ist. Neben der äußeren Hilfe der zuvorkommenden Gnade sind es eine ganze Zahl von Triebkräften in Augustins Seele, die zur Bildung seines Gottesbegriffs führen; das starke Wahrheitsstreben, und zwar nach rationaler Klarheit der Wahrheitserkenntnis; der dunkle Drang zum Höhern, Göttlichen; die Erkenntnis der Verwandtschaft des Göttlichen mit seiner eigenen geistigen Seele; der harmonische Aufstieg des forschenden Geistes, der auch das Sinnliche nicht verachtet, vom Äußeren zum Inneren, vom Sinnlichen zum Geistigen, bis er das höchste Wesen gefunden hat; das Schuldbewußtsein, das ihn als Ressentimentgefühl sowohl das edle Streben heiliger Menschen, als die Reinheit des göttlichen Ideals klarer schauen und die Selbsttäuschung aufgeben läßt, mit der er seine Feigheit beschönigt; die starke Tendenz der Einkehr ins eigene Innere, um gerade da Gott zu suchen. Dazu kommen die Antriebe von außen: die Erziehungsarbeit und das Gebet der Mutter, die Enttäuschung bei den verschiedenen Sekten, die Lösung der großen Probleme: Geistigkeit und Persönlichkeit Gottes, Natur des Bösen.

— So bietet G. eine wertvolle Analyse des Zentralerlebnisses der Confessionen und macht dadurch deutlich, wieviel die Religionspsychologie auch aus geschichtlichen Quellen schöpfen kann. v. Frentz.

246. Galli, Arcangelo, O. F. M., Saggio sulla analisi psicologica dell'atto di fede in S. Agostino. In: S. Agostino, Supplemento speciale al vol. XXIII della Rivista Neoscol (Milano 1931) 182—219. — G.s Arbeit kann man eine Ergänzung zu der von Wunderle nennen. Spricht auch der Titel nur vom Akt des Glaubens, so ist doch der ganze Weg zu Gott gemeint. G. untersucht, zum Unterschied von W., mehr die großen Etappen des Weges: Die Vernunft ist Führerin zum Glauben, aber das wahre Erkennen Gottes findet sie doch erst durch den Glauben. A. selbst ist nach Überwindung des Skeptizismus den Weg zu Gott nicht über die Außenwelt, sondern durch das eigene Innere gegangen und hat Gott als die höchste Wahrheit und als das Licht der menschlichen Vernunft gefunden. Aber dieser Weg war kein rein theoretischer; vor allem seine Vollendung war das praktische Suchen und Finden Gottes, dessen Triebkraft der Hunger nach Glück und dessen Erfolg Gott als Leben der Seele war. Hier tritt das Voluntaristische stark in den Vordergrund, allerdings neben dem *pondus* der Liebe auch das Gegengewicht der Triebe. Als letztes ausschlaggebendes Moment setzte endlich die Gnade ein, beim: Tolle, lege! Kurz weist G. noch darauf hin, daß das Gefühl bei A. zwar eine große Rolle spielt, aber doch wesentlich nur als Wirkung der Hauptfaktoren. Wenn G. zu Anfang hat gestehen müssen, daß es bei A. sehr schwer ist, Spekulation und psychologische Innenschau zu trennen, so stellt er nun als Ergebnis auf, daß A.s Philosophie eine Metaphysik seines eigenen psychischen Werdegangs ist. — Die Grenzen der Psychologie vor dem Gnadenwirken Gottes hat G. etwas zu stark betont. Weder die Unzahl der Arten, durch die der Mensch zu Gott kommen kann, noch die Freiheit, ein Nein zum Gnadenruf zu sagen, noch die Plötzlichkeit der Wendung zu Gott als solche schließen eine natürliche Erklärung aus. Dazu ist es etwas ganz anderes, die Gnade schlechthin leugnen, und: unter ihrer Voraussetzung das Wirken Gottes als den natürlichen Faktoren angepaßt und nicht ein eigentliches Wunder setzend erklären. v. Fr.

247. Lottin, Dom Odon, Le droit naturel chez Saint Thomas d'Aquin et ses Prédecesseurs. 2^e éd. revue et augmentée. gr. 8^o (132 S.) Bruges 1931, Beyaert. Fr 27.50. — Die Arbeit ist eine Sammlung von Artikeln der EphThLov 1924—1926 (s. Schol 1 [1926] 628). Sie bietet, meist mit reichen Textbelegen, die Lehre des Aristoteles, der römischen Juristen seit Gaius, ferner Justinians, Isidors, Gratians, der Dekretisten, der wichtigsten vorthomistischen Theologen seit Wilhelm von Auxerre und besonders des hl. Thomas über die Definitionen, den Inhalt, die Eigenschaften des Naturrechts und über dessen Verhältnis zur Synderesis. Zahlreiche Quellenerdrucke sind beigegeben. Die Vorarbeiten L.s über die Synderesis kamen ihm hier sehr zustatten. Seine bekannte Thomasdeutung in der Sittennormfrage gegenüber Lehu kommt auch hier öfter zur Geltung (72 79 103); er verspricht eine eigene ergänzende Darstellung über die Bedeutungsgeschichte von *ratio naturalis*. (Für die ganze Frage dürfte auch des Kanzlers Philipp Lehre über *natura ut ratio* von großer Bedeutung sein.) Gemmel.

248. Usenicnik, Alexius, Das Unbewußte bei Thomas von Aquin. Eine Skizze (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysler. I 179—192). — Im Lichte der heutigen Tiefenpsychologie wird der Einfluß untersucht, den nach Thomas das Körperliche, die Umwelt und die einstigen Erfahrungen auf das Seelenleben ausüben. Der Kernpunkt der gründ-

lichen, von zuverlässiger Thomaskennntnis zeugenden Arbeit gilt der oft mißverstandenen Lehre des hl. Thomas über die Seelenindividuation. Die Information des ganzen Leibes durch die Seele schließt nicht aus, daß im Werdeprozeß des Menschen die Vorformen der Materie mitbestimmend wirken auf die hinzutretende Seele und daß diese Vorformen, untergeordnet freilich, d. h. virtuell, fördernd oder hemmend im Compositum bleiben. G.

249. Olgiati, Fr., L'autocoscienza e la dimostrazione del libero arbitrio in San Tommaso d'Aquino: RivFilNeoscol 23 (1931) 490—503. — Vielfach verlegt man den Angelpunkt des Beweises für die Willensfreiheit nahezu ausschließlich in die begrenzte Gutheit des Objekts. Wenn man sich dabei auf Thomas beruft, so geschieht das nicht ganz mit Recht. Denn bei ihm tritt als zweiter wesentlicher Faktor die aus der Geistigkeit sich ergebende Selbstbewußtheit des Subjekts hinzu. Das Selbstbewußtsein setzt ein Wesen voraus, das vollkommen in sich zurückkehren kann, das nicht nur um seine Tätigkeit weiß, sondern auch die Natur seines Aktes und des wirkenden Prinzips erfaßt. Hierin liegt nun nach Thomas die Wurzel der Willensfreiheit. Denn die freie Wahl setzt nicht nur irgendein Erkennen voraus, sie verlangt vielmehr, daß der Wollende sein eigenes Urteil beurteilen, d. h. reflektieren kann; so wird er durch das Selbstbewußtsein Herr seines Urteils und damit frei. — Die Ausführungen O.s wollen offenbar noch nicht im Sinne einer bestimmten Freiheitstheorie, etwa der des *iudicium ultimo-practicum*, genommen werden. Sie können zur Vertiefung der Darstellung in manchen Kompendien beitragen. Lotz.

250. Wittmann, Michael, Neuplatonisches in der Tugendlehre des hl. Thomas von Aquin (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysers. I 167—178). — Im Anschluß an van Lieshout wird der Einfluß des Neuplatonismus, vorab durch Macrobius, auf die Scholastiker und besonders den hl. Thomas untersucht. Der bei Aristoteles grundgelegte, im Neuplatonismus vollendete Intellektualismus mit seiner Abwertung der sittlichen Tugenden wirke, wenn auch gemäßigt, bei Thomas nach. — Die Darstellung des bedeutenden Aristoteleskenners verdient wie die van Lieshoutsche Schrift Beachtung. Man könnte immerhin die „voluntaristisch“ klingenden Stellen bei Thomas, z. B. seinen *Caritas-primat*, wohl noch mehr betonen, wie schon ähnliche Grundlagen bei Aristoteles. Zudem ist bei beiden der wesentliche Unterschied zwischen der *εὐδαιμονία*, *beatitudo*, und der *ἀρετή*, *virtus*, besonders der sittlichen Tugend, zu beachten. Die ontologische Seinsvollendung des Menschen, seine Glückseligkeit, ist im Beschauungsleben, das übrigens bei Thomas zu seiner *consummatio* auch die Liebe und Freude umschließt, erreicht; die wesentlich davon verschiedene sittliche Fragestellung geht nur auf die Seinsvollendung, soweit sie vom freien menschlichen Handeln abhängt. Vgl. 1, 2 q. 3 a. 4 ad 4; 2, 2 q. 27 a. 4 ad 1; ib. ad 2: „*dilectio Dei est maius aliquid, quam eius cognitio, maxime secundum statum viae*“ (Schol 1 [1926] 527 ff.). Gemmel.

251. Eibl, Hans, Die Einheit des Abendlandes, von der deutschen Mitte aus gesehen (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysers. I 467—497). — Während bis gegen Ende des Mittelalters dank dem Christentum und dem dieses stärkenden platonischen Realismus das Abendland eine Ordnungseinheit war, die Thesis, begann mit dem Nominalismus die individualistische Antithesis, die E. philosophiegeschichtlich von Descartes bis Hume schildert. Mit Kant, dem deutschen Idealismus, hebt ein Umschwung zur Synthesis, zum Suchen nach neuem Glauben, neuer Metaphysik an. Hier werden u. a. Schelling, Nietzsche, der Sozialismus in ihrer geistesgeschichtlichen Auswirkung beleuchtet. G.

252. De Ivanka, A., La connaissance intuitive chez Kant et chez Aristote: RevNéo-scolPh 33 (1931) 381—399 469—487. — Kant und Aristoteles kommen beide, wenn auch auf ganz verschiedenem Weg, von der Betrachtung unserer diskursiven und stückhaften Erkenntnis zur Annahme eines intuitiven, göttlichen Verstandes, der mit einem Blick die ganze Wirklichkeit erfaßt. Nach Kant hat unser Verstand gar keine Intuition, er objektiviert nur durch seine Kategorien das sinnliche Erscheinungsmaterial. Aber er findet, daß sich nicht alles Geschehen in der Erscheinungswelt der Kategorie der Kausalität fügen. Namentlich im Organischen kann vieles nur durch Finalität erklärt werden. Diese aber setzt einen schöpferischen Verstand als Ursache voraus, der nicht von den Dingen empfangene Eindrücke verarbeitet, sondern die Dinge selbst nach Form und Materie entspringen läßt, also einen intuitiven Verstand. Doch ist diese Folgerung, die ja nicht von wirklichen Dingen, sondern nur von Erscheinungen aus gezogen wird, für Kant nur subjektiv gültig. Der Begriff des intuitiven Verstandes steht ungefähr auf derselben Stufe wie die „Ideen“ der Vernunft. — Anders Aristoteles. Der Verstand erfaßt im sinnlich Gegebenen die reale Wesenheit, das *eidoc*. Aber der Wesensbegriff ermöglicht uns nicht ein Verstehen der konkreten Wirklichkeit aus ihrem Grunde heraus; Dasein und akzidentelles Sosein bleiben uns bloße Tatsache. In einer Weiterführung aristotelischer Gedanken, die wohl nicht alle mitmachen werden, schließt nun I. aus der Einheit des Intelligiblen und des für uns nicht Intelligiblen in der konkreten Wahrnehmung, es müsse doch an sich die ganze Wirklichkeit unter jeder Rücksicht verstanden werden können. Daraus ergebe sich analytisch das Kausalitätsprinzip. Dieses führt dann jedenfalls zu einer intelligenten ersten Ursache alles Seienden, die mit einem Verstandesblick die ganze Realität erfaßt. Und zwar muß dieser göttliche Verstand, entsprechend dem realistischen Charakter der aristotelischen Philosophie, als wirklich existierend angenommen werden. de Vries.

253. Levy, H., Heideggers Kantinterpretation: Logos 21 (1932) 1—43. — Heideggers Kantinterpretation, an der geschichtlichen Gestalt Kants nachgeprüft, erweist sich als ein Versuch, die kantische Philosophie in die eigene überzuführen. Da schon das Problem Kants von der existenzialphilosophischen Frage H.s nach der Möglichkeit der Offenbarkeit des Seins von Seiendem wesentlich verschieden ist, wird die Interpretation von vornherein durch eine Kant fremde Idee beherrscht. Der kantische Begriff der „Erscheinung“ wird in den phänomenologischen des sich zeigenden Seienden umgedeutet. Der „Transzendenz“, dem „Seinsverständnis“ H.s, entspricht bei Kant nichts Gleichbedeutendes. Vor allem aber ist die Ableitung des Verstandes aus der transzendentalen Einbildungskraft und damit schließlich die Gleichsetzung des „Ich denke“ mit der „ursprünglichen Zeit“ ganz unkantisch. Der kantische Dualismus zwischen dem Menschen als Phaenomenon und Noumenon wird dadurch aufgehoben, und zugleich das Streben des endlichen, sinnlichen Menschen über die Grenzen der Endlichkeit hinaus. Wären reiner Verstand und reine Anschauung dasselbe, so würde das im Sinne Kants die unendliche intellektuelle Anschauung bedeuten. In dieser Richtung hat der deutsche Idealismus Kant weitergeführt. Vielleicht ist ihm H. näher, als er selbst glaubt. de Vr.

254. Lehmann, Gerh., Geschichte der nachkantischen Philosophie. 8^o (238 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 10.—; Lw. M 12.— Dies Buch will ein „Kompendium“ der nachkantischen Philosophie unter einem besonderen systematischen Gesichtspunkt sein, nämlich dem der Einwirkungen und Fortbildungen des Kantischen Kritizismus und des Wandels des Kantbildes. Anzuerkennen ist, daß

L. sich nicht dazu verleiten läßt, das Schema einer Entwicklung der von K. inaugurierten Fragestellungen der Darstellung der Gesamtphilosophie des 19. und 20. Jahrhunderts zugrunde zu legen. Das gemeinsame Band der Entwicklung will L. in dem „kritischen Motiv“ sehen, einem Begriff, den er nicht in voller Klarheit herausgearbeitet hat. Der eigene Standpunkt L.s, den er zurücktreten lassen will, scheint sich der Husserlschen Phänomenologie zu nähern. Der scholastischen Philosophie und ihrer Gegenwartsbedeutung ist L. nicht gerecht geworden (vgl. S. 225).

255. Hoffmeister, Johannes, Zum Geistbegriff des deutschen Idealismus bei Hölderlin und Hegel: Deutsche Vierteljahrsschr. 10 (1932) 1—44. — Für den deutschen Idealismus war der Begriff „Geist“ die Zusammenfassung seiner höchsten Wirklichkeiten und Werte. Das ist auch der Fall bei Hölderlin, dessen Geistbegriff weit hin mit dem Hegels übereinstimmt und auch aus den nämlichen religiösen Quellen fließt. Nur ist bei Hölderlin die Dialektik zwischen subjektivem Geist und Allgemeingeist nie zum Ausgleich gekommen. Hegel beruhigte sie durch Verzicht auf sich selbst und Absehen von der Zukunft, um allein das geschichtlich Gewordene zu betrachten. Hölderlins Geistbegriff ist feuriger, enthusiastischer und tragischer. — Zum Verständnis des deutschen Idealismus ist die Arbeit ein wertvoller Beitrag.

256. Janeff, Janko, Zur Geschichte des russischen Hegelianismus: Deutsche Vierteljahrsschr. 10 (1932) 45—73. — In Rußland wurde die Philosophie Hegels mit dem ganzen Enthusiasmus, aber auch der ganzen Subjektivität der russischen Seele aufgenommen. J. zeigt die Perioden und Hauptvertreter des russischen Hegelianismus; immer spiegelt sich deutlich die persönliche Eigenart der einzelnen Philosophen in dem, was sie bei Hegel suchen und finden. Die Erhebung der Negation, der revolutionären Zerstörung, zum Weltprinzip bei Bakunin bringt eine Seite der Hegelschen Philosophie, ihre gefährliche, zum Ausdruck, die bei Hegel selbst nicht so hervortritt. Hier zeigt sich auch, wie die Übertreibung der Geschichtlichkeit zu ihrer Selbstaufhebung und Zerstörung führt. Schließlich tritt dann, unter dem Einflusse von Marx, an Seite des Geistes die Materie. — Bei Solowjew ist wohl der Einfluß des spätern Schelling, der in den „Vorlesungen über das Gottmenschentum“ sehr deutlich ist, zugunsten von Hegel unterschätzt.

257. Bestetti, A., La soluzione rosminiana del problema degli universali: RivFilNeoscol 24 (1932) 57—65. — Nach Rosmini sind alle Ideen an sich allgemein; partikulär werden sie nur durch ein Urteil, das sie auf ein Einzelding bezieht. Sieht man von dieser Beziehung ab, so hat man eine Allgemeinidee, ohne daß sich eigentlich der Denkinhalt wesentlich ändert. Die innigen Beziehungen zwischen dem Denkinhalt und seiner Allgemeinheit werden übersehen, weshalb einerseits der Unterschied zum Phantasiebild nicht deutlich hervortritt, andererseits das Allgemeine zwar seinem Inhalt nach aus den aposteriorischen Gegebenheiten abgeleitet, seiner Form der Allgemeinheit nach aber als apriorisch und angeboren gefaßt wird. Die Universalität entsteht durch Verbindung eines allgemeinen ontologischen Gehaltes, der angeborenen Idee des Seins, mit dem partikulären, subjektiven Sinnesdatum. Die klassische Abstraktion kennt er nur in ihrer sensistischen Verzerrung und lehnt sie als solche mit Recht ab. Kants leeren Formen stellt er die Seinsidee entgegen, die alles enthält.

258. Bannes, J., Versuch einer Darstellung und Beurteilung der Grundlagen der Philosophie Edmund Husserls. gr. 8^o (119 S.) Breslau 1930, Borgmeyer. M 6.— B. bietet im ersten, systematischen Teil eine

kurze Darstellung und Kritik der grundlegenden Motive der Husserlschen Phänomenologie (H.s Auffassung von Philosophie und Wissenschaft, Evidenz, Wesen und Wesensschau), im zweiten, historischen Teil Vergleiche der Philosophie H.s mit der Scholastik, mit Kant, Bolzano und Bergson. Wir können B. nur zustimmen, wenn er an der Philosophie H.s die Geringschätzung der Tradition, der natürlichen Gewißheit und der Realitätserkenntnis, ferner die sicherlich zu weit gehende Trennung der Wesenserkenntnis von der erfahrungsmäßigen Grundlage bemängelt. In anderen Punkten scheint uns aber B. im Eifer für die Verteidigung einer wirklichen oder vermeintlichen scholastischen Tradition das rechte Maß in der Kritik zu überschreiten, so daß er der Bedeutung Husserls nicht gerecht wird; so z. B. betreffs der Auffassung der Evidenz und in den gewiß nicht leichten Fragen der Voraussetzungslosigkeit der Philosophie und der Erkenntnis der Prinzipien. de Vries.

259. T a y m a n s, F., S. J., L'«option» principe de connaissance chez M. Blondel: *NouvRevTh* 59 (1932) 13—33. — Nach einem kurzen Überblick über den Gang der Philosophie Blondels wird gezeigt, daß die „option“ keinen Subjektivismus oder Voluntarismus bedeutet, sondern die Entscheidung ist für oder gegen das „unum necessarium“, Gott. Somit war objektive Erkenntnis schon vor dieser Entscheidung da, aber zu ihr hinführend und von ihr erst ihre innere Bedeutung, ihr inneres Vorzeichen, für den Entscheidenden erhaltend. Diese Interpretation scheint auch uns richtig zu sein. Brunner.

260. N i n k, C a s p a r, S. J., Grundbegriffe der Philosophie Martin Heideggers: *PhJb* 45 (1932) 129—158. — Nach H. versäumte die bisherige Philosophie, auch die Scholastik, das noch hinter dem Wassein und dem Daß-sein zurückliegende „Sein“ selbst zu erforschen. Um dies neue Problem zu lösen, geht H. vom „Dasein“ des Menschen aus, das stets ein Nochnicht seines ganzen Seinkönnens und darum wie die begrifflich mit dem Menschendasein gegebene Welt und Zeit stets vergänglich, des Todes sei. — N. tut dar, daß die Scholastik die „neuen“ Probleme H.s in ihren Untersuchungen über das Konkrete und das Abstrakte, Universale, über das *ens* (suppositum) zum Unterschiede von der *essentia* und dem *esse*, über Substanz und Akzidens usw. wohl gekannt und in Angriff genommen habe. Die Arbeit bietet außer der Kritik gründliche positive Ausführungen über die ersten Denk- und Seinsprinzipien und über den richtigen Sinn der „ewigen Wahrheiten“ möglicher Wesenheiten. Gemmel.

2. Literargeschichte der Scholastik.

261. S m a l l e y, B. and L a c o m b e, G., The Lombard's Commentary on Isaias and other Fragments: *NewSchol* 5 (1931) 123—162. — In diesen Studien zur Literargeschichte der mittelalterlichen Exegese beschreibt Sm. das Fragment 7 des Cod. Bernensis A 94 und Cod. 214 (1485—1501) der Bibl. Royale Brüssel. Hauptsächlich mit Hilfe der letzten Hs, deren Überschrift „Accessus“ magistri Petri Lombardi super Vetus Testamentum klar andeutet, daß das Original aus dem 12. Jahrhundert stammt, ergibt sich, daß beide Hss Einleitungsvorlesungen des Lombarden zu einer Reihe von Büchern des A. T. enthalten. Daß Petrus nicht nur eine Einleitung zu den Büchern des A. T. geschrieben, sondern auch manche Bücher selbst wenigstens in der Schule glossiert hat, ergibt sich aus Zitationen im Isaiaskommentar des Stephan Langton. L. macht eine Menge verschiedenster interessanter Einzelbemerkungen, kommt aber in der eigentlichen Frage positiv nicht über Sm. hinaus. Bemerkte sei das von ihm in mehreren englischen Hss

entdeckte Numeral des Wilhelm von Leicester (de Montibus) mit seinen Dispositionen und Zahlenspielerien. Pelster.

262. L a c o m b e, G., *Mediaeval Latin Versions of the „Parva Naturalia“*: *NewSchol* 5 (1931) 289—311. — Im ersten Teil der Arbeit faßt L. auf Grund seiner umfangreichen Kenntnis der Hss zusammen, was bisher mehr gelegentlich und sporadisch über die doppelte Redaktion der griechisch-lateinischen Übersetzungen der *Parva Naturalia* gesagt wurde. Besonders dankenswert sind die Proben, in denen für solche, die entsprechendes handschriftliches Material nicht gleich zur Stelle haben, eine Anzahl charakteristischer Varianten für beide Redaktionen mitgeteilt wird. Der Beweis, daß es sich nicht um Fehler von Abschreibern, sondern um ursprüngliche Textvarianten handelt, ist überzeugend geführt. Im zweiten Teil kann L. nach Cod. 2438 der Wiener Staatsbibl. und Cod. 623 von Admont eine zweite Redaktion der nur in späteren Sammelhss enthaltenen *De iuventute et senectute* und *De respiratione* aufweisen. Die verdienstvolle Arbeit trägt viel zur Sichtung des Materials bei. — Einige Bemerkungen zur Geschichte der Frage und zum Problem der Übersetzungen selbst. Das Verdienst, die ältere Redaktion von *De anima* entdeckt und von *De somno et vigilia* vermutet zu haben, gebührt, wie schon Grabmann hervorgehoben hat, Cl. Baeumker, der überhaupt mit Grabmann den entscheidenden Anstoß zur gesamten neueren Forschung auf diesem Gebiete gegeben hat. Irrtümlich ist es, daß A. Birkenmajer die doppelte Redaktion der Physik, *De generatione et corruptione* und der *Parva Naturalia* zuerst entdeckt habe. Schon 1917 konnte ich dieselbe mit den unterscheidenden Varianten, die sich für die *Parva Naturalia* jetzt auch bei Lacombe finden, auf Grund von Cod. lat. Mon. 2604 und Cod. Fol. 29 der Amploniana Erfurt feststellen und bereits 1918 (*StimmZeit* 94, 426) wies ich darauf hin. Einen Irrtum, als sei *De morte et vita* in der Fassung *De eo quod est esse alia quidem longe vite* eine arabisch-lateinische Übersetzung, habe ich bald nachher korrigiert. In den *BeitrGPhMA Suppl. II* (1923) 91—95, 113 habe ich eine gute Anzahl von Sammelhss mit der älteren Redaktion, die sich jedoch noch sehr bedeutend erweitern läßt, aufgezählt. Dort ist auch wohl bewiesen, daß Wilhelm von Moerbeke Redaktor der *Metaphysik* und Übersetzer des 11. Buches ist, was L. (309) noch als ungelöste Frage ansieht. Zu dem Ursprung des sogenannten Moerbeke-Corpus ist zu sagen, daß es doch eine Anzahl von Hss gibt, die zweifellos noch dem 13. Jahrhundert angehören, z. B. Cod. Vat. lat. 2083 (a. 1284), 2082, 2084, Cod. Borghes. 308, 309. Zu dem S. 296 mitgeteilten Text über das Verhältnis der *Metaphysik*-Übersetzungen zueinander findet sich in Cod. F. II 18 der Universität Basel, der die *Metaphysica vetus* und *nova* enthält, fol. 10^r und 13^r ein interessantes Analogon. Dort wird das Verhältnis der beiden Übers. zueinander aufs genaueste beschrieben. Zu der S. 297 als zum Moerbeke-Corpus gehörig bezeichneten Schrift *De indivisibilibus lineis* sei bemerkt, daß sie in Cod. Ambros. E. 71 supra (saec. 13 med.), der, abgesehen von der älteren Redaktion, auch die von Pelzer zuerst beschriebene Übersetzung *De virtute* enthält, fol. 156^r als „Aristoteles de lineis indivisibilibus. Liber incipit translatus ab episcopo Linconiensi de greco in latinum“ bezeichnet wird. Meines Wissens ist diese Zuteilung neu. Auf sie folgt 158^{r-v} *Andronici de passionibus anime*. Die Schätze der Ambrosiana an Aristotelesübersetzungen sind bis jetzt unbekannt geblieben. Cod. C. 148. inf. (saec. 13) ist Sammelhss der älteren Redaktion mit der *Metaphysica vetus* und dem 11. Buch der *Met. media*. Desgleichen Cod. S. 70 sup. zugleich mit *Met. vetus* und *nova*. Außerdem sind *Logica vetus et nova* und *Ethik* reichlich vertreten. Betreffs der Unter-

scheidung in ältere und neuere Redaktion ist festzuhalten, daß die Verhältnisse wahrscheinlich noch bedeutend verwickelter liegen. So finden wir im allerältesten Typ von *De generatione et corruptione* — noch *Peri geneos* et *phthoras* genannt — in *Cod. Selden* supra 24 der *Bodleiana* (saec. 13 in.) nicht nur die von der älteren Redaktion abweichende Form *fientium* für *generatorum*, *morfea* für *forma*, sondern als von gleicher Hand geschriebene Variante zu *similiter universaliter*, das sonst erst in der jungen Redaktion auftritt. In *Cod. Vat. lat. 2090* (alter eigener Typ) steht diese Variante sogar im Text. In beiden Hss liest man statt *suscipiendum esse* das sonst jüngere *existendum esse* im Text. Aus den Varianten der ersten Hs ergibt sich klar, daß es zur Zeit der Niederschrift bereits zwei Redaktionen gab. Zu der neu gefundenen Redaktion von *De iuventute* und *De respiratione* ist zu sagen, daß beide Redaktionen die für Moerbeke charakteristischen Zeichen tragen. Hat ein anderer die Übersetzung Moerbekes überarbeitet oder hat er selbst dies getan? Letzteres ist durchaus möglich, wie ja auch *Cod. Laur. Pl. 14 sin. Cod. 2* eine allmähliche Redaktion der *Metaphysik* nahelegt. Auch in der Politik kennt schon Albert der Große für mehrere Bücher zwei verschiedene Redaktionen, was bis jetzt noch völlig unbeachtet blieb. So gibt es in dieser Übersetzungsliteratur eine Menge von interessanten Fragen, die auch für die Konstitution des griechischen Textes ihre Bedeutung haben. Es wäre im Interesse der deutschen Philologie dringend zu wünschen, daß sie dieses Gebiet, auf das sie durch Bekker, Bonitz, Rose, Spengel, Susemihl Baeumker alte Rechte hat, nicht völlig dem Ausland überließe, zumal man dort bereit ist, deutsche Mitarbeit anzunehmen. P.

263. Lottin, O., *Notes sur les premiers ouvrages théologiques d'Albert le Grand: RechThAncMéd 4* (1932) 73—82. — Im ersten Teil dieser Arbeit, die an eine ganz neue Frage rührt, gibt L. eine kurze Charakteristik des aus der Frühzeit Alberts stammenden *Tractatus de natura boni*. Es ist eine für die Praxis bestimmte Arbeit, die viel gemein hat mit den Traktaten *De vitiis* und *De virtutibus*. Von unmittelbaren Vorgängern ist besonders Philippus Cancellarius benutzt. Im zweiten Teil berührt L. das Verhältnis zwischen dem Sentenzenkommentar des Odo Rigaldi und der *Summa de creaturis* und dem Kommentar Alberts. Eine große Ähnlichkeit besteht ohne Zweifel. Odo steht von den heute bekannten Franziskanern der Zeit Aristoteles und damit auch Albert am nächsten. Odo schreibe nach der *Summa* und vor dem Kommentar Alberts. Zumal letzterer Punkt hat manches für sich. Aber vor einer endgültigen Zustimmung wäre ein Beweis auf breiterer Grundlage erforderlich. Als Quelle betreffs der *compositio ex quo est* und *quod est* kommt auch Philipp der Kanzler in Betracht. Ferner müssen wir sehr mit gemeinsamen Quellen rechnen. Es gibt noch heute verschiedene Kommentare aus jener Zeit. Für die nahe Verwandtschaft zwischen Odo und Albert spricht auch die interessante Tatsache, daß in *Cod. 825 Troyes* der Kommentar mit Albert einsetzt, um in *Dist. 35* zu Odo überzugehen. Um die notwendige Erforschung Odos zu erleichtern, werde ich demnächst das von mir gesammelte Material zur handschriftlichen Überlieferung seiner Werke veröffentlichen. P.

264. Meersseman, G., *Le droit naturel chez S. Thomas d'Aquin et ses prédécesseurs: Angelicum 9* (1932) 63—76. — Als Ergänzung zu dem bekannten Buch von Lottin (s. oben Nr. 247) veröffentlicht M. aus den *Quaestiones super Ethicam* Alberts des Großen den Kommentar zu *V Eth. c. 9*. Dort werden die Fragen über das Wesen des *ius naturale* und *ius positivum* und über das *iustum* behandelt. Die Fragen sind deshalb von besonderem Wert, weil sie dem ältesten

Kommentar zur Nikomachischen Ethik entstammen und vom jungen Thomas gehört wurden.

265. Meersseman, G., *De S. Alberti Magni Postilla super Ieremiam inedita: Angelicum* 9 (1932) 3—20. — M. beschreibt und veröffentlicht das von ihm zuerst in Cod. 103/129 (saec. 15) der Seminarbibl. Brügge entdeckte Fragment aus dem bisher unbekanntem Jeremiaskommentar Alberts des Großen. Trotz der jungen Hs ist derselbe wegen der Verbindung mit dem Baruchkommentar und auch aus innern Gründen wohl sicher echt. Es ist der Typus der kurzen Schrift-erklärungen, die fast nur die Schrift selbst berücksichtigen, nicht die Väter. Hoffentlich gelingt es, mit Hilfe des Fragmentes bald den ganzen Kommentar aufzufinden. Die S. 20 vermutete Verbindung mit den rheinischen Mystikern, wofür ich in der angeführten Stelle keinen Anhalt finde, veranlaßt eine Bemerkung. Man beginnt schon, den hl. Albert als Mystiker zu feiern. Ich muß offen gestehen, daß ich bis jetzt wohl einmal eine theoretische Auseinandersetzung über Gegenstände der Mystik und sehr oft die Offenbarung eines tieffrommen Lebens aus dem Glauben gefunden habe, aber nirgendwo Beweise für Albert als Mystiker. Seine kritisch-nüchterne Natur und seine weltzugewandte praktische Gelehrtenart machen es wenig wahrscheinlich, daß Albert sich in den Höhen der Mystik bewegte.

266. Käppeli, Th. M., *Eine aus fröhscholastischen Werken exzerpierte Bibelkatene: DivThom(Fr)* 9 (1931) 309—319. — K. beschreibt die handschriftliche Überlieferung einer Bibelkatene, von der eine Hs, die im Besitz des Konvents von S. Maria sopra Minerva (Rom) ist, vor Jahren wegen ihrer scheinbaren Beziehungen zu Thomas einiges Aufsehen erregte. K. geht der reichen Hs-Überlieferung nach, kann zwei Drucke des Traktats aufweisen, identifiziert eine Reihe der genannten Autoren und zeigt, daß die Katene sehr wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrh. in französischen Zisterzienserkreisen entstanden ist. Die Frage, ob die Hs der Minerva einst im Besitz von Thomas und Rainald von Piperno war oder ob die Schlußbemerkung Erfindung ist, bleibt noch ungelöst. Eine rein willkürliche Erfindung scheint mir schwer zu erklären.

267. Destrez, J., *A propos d'un repertoire des maîtres en théologie de Paris au XIIIe siècle: RechThAncMéd* 3 (1931) 412—422. — Mandonnet hatte zuerst auf eine Notiz aufmerksam gemacht, nach der ein frater Gerardus Reverii 1259 (1260 n. St.) als Magister actu regens gestorben und im Kapitelsaal von St. Jakob zu Paris begraben ist. Sein Tod sollte die Ursache gewesen sein, daß Thomas wieder nach Paris berufen wurde (Xenia Thom. 3, 9—40). Demgegenüber hatte ich (Schol 2, 127) geltend gemacht, daß sich der Name in der sehr sorgfältigen Liste der Pariser Dominikanermagistri nicht findet. D. untersucht die Frage noch einmal, stellt fest, daß wirklich 1259 (1260) zu lesen ist und darum die Hypothese M.s, die 1269 verlangt, nicht in Frage kommt; er führt das negative Argument gegen den „Dominikaner“ Reveri weiter aus und bringt eine positive Erklärung für das Wort frater: Der Weltkleriker R. hat in der letzten Krankheit das Kleid des hl. Dominikus genommen und wurde deshalb im Kapitelsaal begraben. Diese Hypothese ist in sich durchaus annehmbar, falls im Epitaphium frater stand und kein Verlesen vorliegt, was wir nicht nachprüfen können. — Einige Kleinigkeiten: S. 413 ist Wilhelm von Altona (Alton), nicht Antona, zu lesen, wie bereits Denifle richtiggestellt hat, und wie es sich aus den Hss der Schriftkommentare Wilhelms ergibt. Reverius als ursprünglichen Gegner der Dominikaner hinzustellen, ist reine Hypothese; ebenso bis jetzt, daß im 13. Jahrh. nur Magistri der Theologie in Kirche oder Kapitel begraben wurden. Die von D. angeführten Daten sprechen eher

gegen diese Annahme. Auch die Voraussetzung, daß schon im 13. (!) Jahr. ein Lehrstuhl für die Mitglieder der Francia und ein anderer für die Mitglieder der übrigen Provinzen reserviert sei, mit der man leider in den letzten Jahren als absolut feststehender Tatsache operiert hat, ist vorläufig nicht bewiesen. Erst 1317 wird dieser Brauch als bereits länger bestehende *Consuetudo* vorausgesetzt (Denifle-Chatelain 2, 203). Aber noch 1264 hat das Generalkapitel von Paris eher das Gegenteil verordnet: *Iniungimus... quicumque dant operam, consilium vel auctoritatem, quod aliquis ad magisterium Parisius promoveatur in theologia, quod... illum semper preponant de „toto“ ordine absque acceptione „nationis vel persone“, de cuius promotione credunt quod magis cedere possit ad Dei gloriam...* (Denifle-Chatelain 1, 439).

P.

268. Glorieux, P., *Les Questions Disputées de S. Thomas et leur suite chronologique: RechThAncMéd 4 (1932) 5—33.* — Über manchen Untersuchungen zur Chronologie der Schriften des hl. Thomas hat ein eigener Unstern geschwebt. Anstatt zuerst die Kärnerarbeit eindringender Einzeluntersuchung zu tun, suchte man mehrfach sofort die große Synthese, die Gesamtschau, und Datierungen fast bis auf Tag und Stunde. Die Folge war, da die Synthese bald brüchig wurde, ein für den Uneingeweihten kaum zu entwirrendes Labyrinth kontradiktorischer Behauptungen, aus dem nur für Eingeweihte einige erratische Blöcke in Form von festverbürgten Datierungen hervorragten. Gl. sucht nun die *Quaestiones disputatae* in eine neue Synthese hineinzustellen, wobei er zugibt, daß die frühere im Feuer der Kritik in sich zusammengestürzt ist. Da er die bisherige Forschung sorgfältig benutzt, so gelangt er zu den positiven Ergebnissen: *De veritate* für den ersten Pariser Aufenthalt, *De potentia* und *De spiritualibus creaturis* für die italienische Lehrzeit, *De anima*, *De virtutibus* mit *De unione verbi* und *De malo* für den zweiten Pariser Aufenthalt. Soweit stimmlich völlig mit Gl. überein. Das sind die Ergebnisse der bisherigen Einzelforschung. Nun will aber Gl. darüber hinaus die Reihenfolge *De anima*, *De virtutibus*, *De malo* festlegen. Hier hätte er sich vor allen Dingen mit Lottin auseinandersetzen müssen, der auf sehr triftige Gründe hin die Behauptung aufstellte, *De malo* liege vor 1, 2 der *Summa*; ferner hätte er die für seine eigene These grundlegende Behauptung, daß die 2, 2 auf den Sommer 1270 zu verlegen — was mir einstweilen gänzlich unwahrscheinlich ist —, ausführlich beweisen müssen. Beides ist nicht geschehen. Die vorgebrachten Gründe scheinen mir nicht irgendwie über Vermutungen hinauszugehen. So vermag ich keinen positiven Ertrag, der über das bisher Bewiesene hinausginge, zu entdecken. — Noch ein Wort zu dem Jahresmittel, das, wenngleich in weit maßvollere Form als bei anderen, auch hier eine Rolle spielt. Anzuerkennen ist das offene Geständnis, daß wir betreffs der italienischen Periode am besten unsere Unwissenheit eingestehen, anstatt Phantasieschlösser zu bauen. Aber auch für *De veritate* versagt das Jahresmittel. Nach der Theorie müßte Thomas 42 Wochen disputiert haben. In der rauhen Wirklichkeit können es allerhöchstens 40 Wochen gewesen sein. Außerdem die durch nichts erhärtete Vermutung, daß jedesmal entweder nur eine oder nach der neuesten Theorie genau zwei Thesen disputiert wurden, und die Frage: Was tat Thomas von April 1256 bis Peter und Paul? Für die letzte Periode müssen wieder soviel Hypothesen, Hilfsypothesen und Modifikationen angewandt werden, daß es am besten sein wird, die ganze Theorie vom Jahresmittel zum alten Eisen zu werfen. Das einzige, was wir auf Grund der Verordnungen von Valenciennes 1259 (Denifle-Chatelain 1, 386) wissen, ist, daß in den Generalstudien des Ordens gewöhnlich einmal in der Woche eine

Repetition und Collation de quaestionibus stattfand, daß also auch wenigstens einmal wöchentlich disputiert wurde. Das auch von Gl. zugrunde gelegte Datum für die Rückkehr des Heiligen nach Paris, Januar 1269, ist bisher nicht bewiesen. P.

269. Stein, E. d., Des hl. Thomas von Aquino Untersuchungen über die Wahrheit (Quaestiones disputatae de veritate). In deutscher Übertragung. Mit einem Geleitwort von M. Grabmann. 1. Band (Quaestio 1—13). gr. 8° (XXII u. 388 S.) Breslau 1931, Borgmeyer. M 18.—; geb. M 21.— Die Kenntnis des Latein nimmt leider immer mehr ab; sogar die an sich so schlichte und durchsichtig klare Sprache des Aquinaten wird von verhältnismäßig wenigen leicht gelesen und verstanden. Nur durch Übersetzungen können wir hoffen, die Schriften des hl. Thomas weiteren Kreisen näherzubringen. Und doch weiß jeder, der sich einmal an deutscher Übersetzung von Thomastexten versucht hat, wie schwer es bei der so verschiedenen Eigenart der beiden Sprachen ist, die scharf und knapp gefaßten Sätze möglichst sinn- und wortgetreu und doch auch gefällig und lesbar zu übersetzen. Edith Stein ist es in erstaunlichem Grade gelungen, diese schwer vereinbaren Vorzüge einer Thomasübersetzung zu verbinden. Es befähigte sie dazu eine genaue Kenntnis der Sprache der Gegenwartsphilosophie und ein tiefes Eindringen in die Gedankenwelt der Scholastik. Man ist zuweilen geradezu überrascht über die treffende Wiedergabe beinahe unübersetzbar scheinender Wendungen. Manche Verdeutschungen einzelner Wörter verdienten, allgemein angenommen zu werden, z. B. „Bedeutungsgehalt“ für ratio, „Seinsbestand“ für entitas, „Zerfall“ für corruptio usw. Weniger glücklich ist wohl „zusammenfassen und zergliedern“ für das bejahendes und verneinendes Urteilen bezeichnende „componere et dividere“; „spectare ad“ ist wohl einfach mit „zu etwas gehören“ wiederzugeben. S. 3 Z. 3 v. u. ist „unumquodque ens“ irrtümlich als Subjekt des Satzes aufgefaßt. Ein paarmal sind im Druck sinnstörende Auslassungen von Satzteilen unterlaufen, so S. 20 Z. 17, S. 25 Z. 5, S. 62 Z. 17. Aber das sind Kleinigkeiten, die uns die Freude an der schönen Übersetzung nicht rauben sollen. Man kann nur wünschen, die Übersetzerin möchte noch mehr Werke des hl. Thomas, womöglich die Summa selbst, in so ansprechendem Deutsch zugänglich machen. Die Summa würde ja auch auf eine größere Abnehmerzahl rechnen und daher zu billigerem Preis hergestellt werden können.

de Vries.

270. Grabmann, M., Das Werk *De amore* des Andreas Capellanus und das Verurteilungsdekret des Bischofs Stephan Tempier von Paris vom 7. März 1277: *Speculum* 7 (1932) 75—79. — G. macht Mitteilung von einer interessanten Feststellung, die durch seine frühere Arbeit über den lateinischen Averroismus veranlaßt wurde. Prof. P. Lehmann in München erkannte, daß der Liber de amore, der im bekannten Dekret von 1277 verurteilt wurde, das Werk *De amore* des Andreas Capellanus regius Francorum (12. Jahrh.) ist. G. weist die Zusammenhänge dieses Traktats, der eine Verteidigung der außerehelichen geschlechtlichen Liebe ist, mit den 1277 verurteilten Sätzen nach. Pelster.

271. Ottaviano, C., Le „Quaestiones super libro Praedicatorum“ di Simone di Faversham: *Reale Accademia Nazionale dei Lincei*, Anno 1930 ser. 6 vol. 3 fasc. 4. — Jede Veröffentlichung von Schriften aus Artistenkreisen ist besonders zu begrüßen; denn nur so kommen wir aus der Periode allgemeiner Behauptungen heraus. O. greift einen englischen Vertreter der Artisten aus der wichtigsten Periode um 1300 heraus und veröffentlicht von ihm die in Cod. Ambros. C. 161 inf. enthaltenen Quaestiones super libro Praedicatorum, in denen auch metaphysische und erkenntnistheoretische Fragen behandelt

werden. Insbesondere ist es interessant, die Wege zu verfolgen, die allmählich zum Nominalismus führen können und andererseits die Einwirkung von Albert, Thomas und Aegidius Romanus auf England zu beobachten. Leider ist dem Verf. die wichtige Abhandlung von F. M. Powicke, Master Simon of Faversham, in den *Mélanges* Lot entgangen. Dort sind alle Angaben über den Philosophen, Theologen und Oxforder Kanzler Simon († 1306) gesammelt. — Zu der Beschreibung von Cod. O. 1. 8 (Coxe 292) des Merton College mit Schriften Simons sind jetzt zu vergleichen: Pelster, Handschriftliches zur Überlieferung der *Quaestiones des Duns Scotus* (PhJb 43 [1930] 478—482) und F. M. Powicke, *The Medieval Books of Merton College* (Oxford 1931) 154—156, die verschiedene Korrekturen auch in der Zuteilung an Faversham enthalten. Weitere Veröffentlichungen der philosophischen Schriften Simons wären sehr erwünscht. Erwähnt sei, daß Faversham als Opponent in verschiedenen theologischen Fragen des Cod. Q 99 der Kathedralbibl. Worcester auftritt, fol. 12^r, 12^v, 13^r, 14^v. Der von O. genannte Simon O. P. ist wahrscheinlich Simon von Henton, der nach der Mitte des 13. Jahrh. lehrte. P.

272. Ottaviano, C., *Le opere di Simone di Faversham e la sua posizione nel problema degli universali: Arch. di Filosofia* 1 (1931) 15—29. — O. veröffentlicht hier aus dem Kommentar des Faversham zur *Isagoge*, der ebenfalls in Cod. Ambros. C. 161 inf. enthalten ist, die interessanten Fragen über die Universalien, in denen der extreme Realismus verworfen wird, die aber andererseits in der starken Betonung des esse intentionale „vielleicht“ ein Element enthalten, das zu Aureoli und zum Nominalismus hinüberführt. Weitere Untersuchungen wären deshalb sehr erwünscht. — Powicke, den O. hier kennt, berechnet nicht irgendwie das Sterbejahr 1306 (nicht 1305), sondern beweist dasselbe völlig einwandfrei. Verfehlt scheint die Beurteilung der realen Distinktion zwischen Wesenheit und Dasein. Sie soll die Zusammensetzung der Substanz zu einer akzidentellen machen und die Einheit des Individuums zerstören. Ich bin gewiß kein Anhänger dieser Distinktion, aber für eine solche Behauptung scheint mir die Begründung zu fehlen. Noch haltloser ist der in fragender Form vorgebrachte Einwand gegen die Leugner der realen Distinktion, als ob sie dem Pantheismus nicht entgegen könnten und die Grundlage für die Gottesbeweise verlor. Es ist dies ein Gerede und ein Spiel mit Begriffen, das leider auch einzelne Thomisten vollführen, die auf dem unbewiesenen und unbeweisbaren und ebensowenig evidenten Prinzip: *Nullus actus limitatur nisi a potentia realiter distincta*, die ganze Metaphysik aufbauen wollen. Ein Ding, das mit jeder Faser seines Soseins und Daseins zu innerst Abbild eines unendlichen Seins und abhängig von diesem Sein ist, ist seinem Sein nach in sich begrenzt, auch ohne den unfaßbaren realen Unterschied zwischen Sosein und Dasein. Ferner sind göttliches und geschöpfliches Sein nicht *aequivoca*, sondern *analogica*, so daß ein Schluß vom kreatürlichen auf göttliches Sein möglich bleibt. P.

273. Callebaut, A., *A propos du Bx. Jean Duns Scot de Littledean. Notes et recherches de 1265 à 1292: ArchFrancHist* 24 (1931) 305—329. — Aus diesen Notizen, die in näherer oder entfernter Beziehung zu Scotus stehen, sei als wesentlich für die Biographie desselben hervorgehoben der von Longpré gefundene, hier zuerst ausgeführte dokumentarische Nachweis, daß Scotus der Sohn des Ninian Duns von dem Gut Littledean bei Maxton in Schottland war, und daß er 1278 zu Dumfries von seinem Onkel Elias Duns, dem dortigen Guardian, in den Orden aufgenommen wurde, nachdem er zuvor in Haddington die Grammatik studiert hatte. Für die genaue Bestimmung des Geburtsdatums fehlen meines Erachtens die Unterlagen. C. will aus Be-

stimmungen des kirchlichen Rechtes argumentieren. Das mag irgendwie approximativ angehen; mehr nicht. So müßte Scotus, der 1291 zum Priester geweiht wurde, hiernach etwa 1266 geboren sein, wenn er das gewöhnliche Alter hatte, und andererseits wäre nach dem Zeitpunkt der Aufnahme in den Orden das Geburtsjahr 1261 bis 1264, wenn man sich an die Bestimmungen hielt. Es dürfte also besser sein zu sagen: Scotus wurde um die Mitte des siebten Jahrzehnts geboren, anstatt: zwischen dem 23. Dezember 1265 und dem 17. März 1266. Noch weniger will mir gefallen, daß C. seiner Theorie zuliebe die Einkleidung von 1278, wofür sie bezeugt ist, nach dem 23. Dezember 1280 verlegt. Der S. 323 gegebene genaue Studiengang, der jenem des Guillelmus Petri Godinus O. P. (!) nachgebildet ist, scheint mir mehr eine historische Spielerei zu sein, wenn man von dem offenbar richtigen Kern absieht, daß Scotus Philosophie und Theologie in verschiedenen Häusern der englischen Provinz studierte und auch wahrscheinlich schon vor 1300 irgendwo Lektor war. In betreff der von C. behaupteten Pariser Studienzeit 1293—1296 ist festzuhalten, daß diese möglich ist, ja daß allenfalls eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit für solche Studien in Paris spricht. Beweise haben wir aber bis heute keine. Auch dieser Artikel leidet etwas unter der heute so verbreiteten Sucht, alles bis auf Tag und Stunde zu präzisieren trotz mangelnder Quellen. P.

274. Squadrani, I., Tractatus de luce Fr. Bartholomaei de Bononia: Antonianum 7 (1932) 201—238. — Als Einleitung zum Text des Tractatus de luce, der den Franziskaner und Pariser Magister (um 1275) Bartholomaeus von Bologna zum Verfasser hat, gibt S. eine sehr nützliche Übersicht über das Leben und die Schriften; Sermones, Quaestiones disputatae und den Traktat De luce. Die Titel der Quaestiones disputatae sind wiedergegeben. Darauf folgt die besondere Einleitung zum Traktat; in ihr vermißt man den Echtheitsbeweis, den Longpré in einer schwer zugänglichen Zeitschrift geboten hat. Einige Einzelbemerkungen: Cod. D. VI 1 (Pasini 1156) der Turiner Nationalbibl. ist nicht verbrannt; ja die bei S. angeführte Notiz über die Collatio ist von mir erst vor einigen Jahren aus der Hs selbst entnommen. Ferner kann der fol. 13v genannte Verfasser des Sermo de Beato Andrea frater Bartholomaeus de Bononia nur der Franziskaner sein, da um die Zeit der Entstehung dieser Sammlung kein anderer bekannt ist. Der Sermo beginnt „Proposito... Sicut docet Tullius“, ist also von dem Sermo im Cod. Bodleianus verschieden. Die Collatio „Dictum est in mane“ ist Fortsetzung des Sermo. In Cod F. 5 der Kathedralbibl. Worcester ist Liber sermonum fratris Draconis (nicht Diaconi) zu lesen. Gemeint ist der Franziskaner Drogo von Proynes, von dem sich auch mehrere Predigten in der Hs finden. S. hält die Echtheit des Sermo in Sexagesima und De Ascensione nicht für erwiesen. Sehr stark für die Echtheit spricht, daß sie an Tagen gehalten wurden, an denen für die Universität bei den Franziskanern gepredigt wurde. Nicht zu verstehen ist, weshalb der zweifellos echte Sermo in annunciazione dominica fratris Bartholomei de Bononia in Cod. lat. 26941 fol. 57v—59r der Münchener Staatsbibl. sein Dasein in einer Anmerkung fristet. Betreffs der Quaestiones disputatae hat S. übersehen, daß die von ihm vermeintlich neu gefundenen Fragen ähnlich wie die Predigten sämtlich bereits in der Literatur bekannt waren. Zu bedauern ist es, daß er ähnlich wie Longpré die Fragen 28—29 und vor allem 30—41, für deren Echtheit bis heute gar kein Beweis existiert — eine Reihe von Proben, die ich vor einigen Jahren machte, deutete eher das Gegenteil an —, hier aufführt. Andere werden die Aufzählung als Beweis ansehen. P.

275. Hocedez, E., La condamnation de Gilles de Rome: RechThAnc-Méd 4 (1932) 34—58. — Bisher war die Hypothese von Mandonnet, nach

der Aegidius von Rom hauptsächlich wegen der Verteidigung der Einzigkeit der Form von der Universität ausgeschlossen sei, fast unwiderrprochen angenommen. H. führt zuerst die Schwierigkeiten auf, die einer solchen Annahme gegenüberstehen, insbesondere gewisse Äußerungen Heinrichs von Gent und Gottfrieds von Fontaines. Dann zeigt er positiv mit Hilfe einiger von Pelzer entdeckten Randbemerkungen in Cod. Vat. lat. 853, daß die Pariser Magistri wenigstens 18 Artikel, die von Aegidius in seinem ersten Buch des Sentenzenkommentars ausgesprochenen Ansichten entgegenstanden, als verpflichtend determiniert hatten. Vier derselben kann er feststellen. Die Arbeit ist eine wesentliche Förderung in der Erkenntnis dieser Periode. Sehr zu begrüßen ist auch, daß sich H. von der bei manchen Thomisten üblichen Beurteilung des Bischofs Tempier und der Gegner des hl. Thomas entfernt, als sei die Gegnerschaft allein auf Rivalität und Ränke zurückzuführen. Ich gehe noch etwas weiter als H. und glaube, es war aus der Zeitlage heraus durchaus berechtigt, daß man Lehren vorzutragen verbot, die auf wesentliche, damals noch völlig ungelöste dogmatische Bedenken stießen. — Es bleiben mir zwei Schwierigkeiten. H. wird dem ausdrücklichen Zeugnis des Wilhelm von Mare, nach dem die Lehre von der Einzigkeit der Form durch die Pariser Magistri verurteilt wurde, nicht gerecht. Einschließlich sagt dies auch Heinrich von Gent, den H. für seine Ansicht in Anspruch nimmt. „Etsi nondum sic fuerit damnata.“ Verurteilt ist also die Sentenz, aber noch nicht peremptorisch. Sie kann noch als opinio verteidigt werden. Ferner hat H. das von mir gefundene Zeugnis des Roger Marston übersehen (Schol 3 [1928] 545). Dieses sagt, daß Heinrich von Gent und Adenulf von Anagni ihre These über die Einzigkeit der Form im Menschen feierlich widerrufen haben. Als These ist die Ansicht also sicher verworfen. Daher fehlte Aegidius, wenn er sie als allein richtige Ansicht hinstellte. Inwiefern er deswegen verurteilt ist, wissen wir nicht. Nicht verbürgt scheint auch die Behauptung, es habe zwei Listen der bei Aegidius beanstandeten Thesen gegeben, die eine aus der Zeit 1277—1279, die andere von 1285—1286. Ich möchte das „articulos 17um et ultimum secundo datos oppositos primo libro sententiarum fratris“ [Egidii] in Gegensatz zu den bekannten Artikeln Stephans setzen, welche die primo dati waren. Damit verschwinden verschiedene Anstöße.

276. Wallerand, G., Henri Bate de Malines *Speculum Divinorum et Quorundam Naturalium* (Les Philosophes Belges XI 1: Étude bibliographique. Epistola ad Guidonem Hannoniae. Tabula. I^a et II^a pars) 4^o [(36) u. 240 S.] Louvain 1931, Institut Supérieur de Philosophie. Fr 50.— Der Flame Heinrich Bate († nach 1310) nimmt wegen seiner außergewöhnlichen Belesenheit und seiner mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse unter den Scholastikern eine eigene Stellung ein. Sein Hauptwerk, das *Speculum*, ist keine unmittelbar aus der Schule hervorgehende Schrift, sondern eine umfassende Kompilation, die Bate für Guido von Hennegau, Bischof von Utrecht, verfaßte. Über den wissenschaftlichen Wert derselben wird man erst auf Grund der von W. begonnenen Erstaussgabe urteilen können. Jedenfalls ist es ein interessantes Kulturdenkmal, das uns mit der philosophischen und naturwissenschaftlichen Quellenliteratur des ausgehenden 13. Jahrhunderts bekannt macht. W. schickt der Erstaussgabe eine sehr sorgfältige Biographie des eigenartigen Mannes voraus und ebenso eine umfassende Bibliographie der Werke desselben. Die Ausgabe selbst beruht auf 5 Hss., die leider in Ermangelung älterer sämtlich dem 15. Jahrhundert angehören. — Die Technik der mit großem Fleiß besorgten Ausgabe gibt zu einigen Ausstellungen Anlaß, die im Interesse der Scholastiker-Ausgaben einmal erörtert werden müssen. Recht unglück-

lich ist die Raumausnützung. Die Seite könnte um wenigstens zwei Drittel Text mehr fassen. Es fehlt die Zeilenzählung, und die Varianten stehen obendrein erst am Schluß des Kapitels — eine ganz bedeutende Erschwerung der Benützung. Für die Verifizierung der Zitate — bei einer Kompilation von entscheidender Wichtigkeit — wird der geduldige Leser oder vielleicht besser dessen zweite Schülergeneration auf den Schluß des Werkes vertröstet. Dieser erste Band umfaßt nur den neunten Teil des Speculum. Im Text wirken nicht nur all die Zahlen, sondern auch die sorgfältige, aber ziemlich nutzlose Angabe der neuen Kolumne in den fünf verschiedenen Hss recht störend. Endlich ist es meines Erachtens bei einer „endgültigen“ Ausgabe Aufgabe des Herausgebers, den Text auf Grund einer vorhergehenden Untersuchung der Hss selbst zu konstituieren, nicht aber eine Hs, die einen irgendwie lesbaren Text bietet, zugrunde zu legen und dann dem Leser auf Grund des ganzen Variantenwustes die Konstituierung zu überlassen. In dieser Voraussetzung ist es möglich, sehr viele Varianten, die evident falsch sind und auch zur Charakteristik einer Klasse nicht beitragen, fortzulassen und nur die für den Sinn oder die Charakteristik der Hss wichtigen zu bringen. Viele Ausgaben der Scholastiker stehen in diesem Punkte noch weit hinter anderen Editionen zurück. P.

277. Ledoux, A., Petri de Trabibus O. F. M. Quæstiones duæ: De aeternitate mundi: Antonianum 6 (1931) 137—152. — L. veröffentlicht zwei Fragen des Petrus de Trabibus, der im Franziskanerorden eine eigene, mit Olivi verwandte wissenschaftliche Richtung vertrat, über Tatsache und Möglichkeit einer ewigen Welterschöpfung. Dieselben sind insofern interessant, als sie einige Verschiedenheiten in den Argumenten der Gegner des hl. Thomas hervortreten lassen. Zugleich zeigen die Quæstionen, wie klar damals der Gegensatz zwischen Aristotelismus und Augustinismus im Bewußtsein lebte. P.

278. Lechner, J., Beiträge zum Schrifttum des Martinus Anglicus (Martin von Alnwick) O. F. M.: FranzStud 19 (1932) 1—12. — Unter den Oxforder Franziskanern, die unmittelbar nach 1300 Magistri wurden, findet sich auch Martin von Alnwick, der nicht mit dem etwas späteren Wilhelm von Alnwick zu verwechseln ist. Von ihm waren bis jetzt keine vollständigen Quæstionen oder Traktate bekannt. — Die von Little und auch von L. angeführten dialektischen Traktate in Cod. 4698 der Wiener Staatsbibl. gehören einem späteren Martinus Anglicus an. L. kann nunmehr in Cod. 1424 der gleichen Bibliothek und in Cod. Vat. Chisianus B VII 114 auf 17 oder 18 Fragen Martins hinweisen, die eine Erweiterung des ersten Buches des Wilhelm von Ware bilden. L. veröffentlicht die Titel der Fragen und zeigt, wie Martin auch in andere Hss des Ware, zumal in den interessanten Cod. 1 Plut. dext. der Laurentiana in Florenz hineinspielt. Es bleibt zu untersuchen, ob den Fragen, die wegen ihres zeitlichen Ursprungs Interesse erregen, größere Bedeutung zukommt. — Einige Bemerkungen und Ergänzungen: Es ist noch fraglich, ob in der Florentiner Hs unter M oder Mar stets Martinus verstanden ist. So habe ich fol. 162r in der Frage: Utrum Deus possit assumere naturam rationalem in unitatem persone gelesen: hec questio apud Mare d. 2 q. 2 qui concordat opiniones extremas. Doch ist ein Versehen meinerseits sehr leicht möglich, zumal Mare fol. 80v als Lamare zitiert wird: Improbatur eum [Thomam] Lamare cito post principium in correccionibus. Martin wird im Sentenzenkommentar des Wilhelm von Nottingham (Cod. 300 [514] des Caius College Cambridge fol. 168v) nur einmal zitiert in der Frage: Utrum suppositum assumens esset unus homo vel duo homines zu den Worten: Dicunt aliqui quod de facto natura assumpta in Christo prius fuit

persona quam assumpta. Zwar steht nur Alnewik am Rand, aber Wilhelm, der erst nach Nottingham Magister wurde, dürfte nicht in Frage kommen. Da die Martin nahestehenden Magistri recht oft zitiert werden, muß seine Bedeutung nicht sehr groß gewesen sein. In Cod. Q. 99 der Kathedrale von Worcester (um 1300) tritt er fol. 12^v in der Frage: *Utrum Deus ab eterno presciverit certitudinaliter contingencia futura ut in se sunt*, unter dem Namen Martinus als erster Opponent auf, ebenso in Q. 174 fol. 77^r: *An per eandem rationem formalem proximam videat intellectus creatus Deum trinum et unum*. Betreffs der von L. berührten Tradition des Kommentars Wilhelms von Ware sei auch auf Cod. 242 Toulouse hingewiesen, der zwar mit Cod. 163 Bordeaux übereinstimmt, aber nach einer vollständigeren Vorlage ergänzt wurde. P.

279. Schmaus, M., Guillelmi de Nottingham O. F. M. doctrina de aeternitate mundi: Antonianum 7 (1932) 139—166. — Nach einer kurzen Einleitung, die über die verschiedenen Ansichten Rechenschaft gibt, veröffentlicht Sch. aus Cod. 300 (514) des Caius College Cambridge die Frage des Wilhelm von Nottingham (um 1315) über die Ewigkeit der Wertschöpfung. Die Quaestio ist deshalb von Interesse, weil sie uns ein recht vollständiges Bild über den damaligen Stand der Frage liefert. — In keiner Frage Wilhelms werden soviel Autoren zitiert als in dieser. Ebenso erhalten wir sehr ausführlichen Bericht über die Weiterentwicklung des Problems vom realen Unterschied zwischen Wesenheit und Dasein. Der reale Unterschied wird mit denselben Argumenten bekämpft, die der hl. Thomas in lib. 4 lect. 2 der Met. gebraucht hat. Irrig ist wohl sicher die Annahme dreier Sutton: Sutton minor, d. h. Petrus, Sutton und Thomas Sutton. Jedenfalls konnte ich feststellen, daß unter Sutton einfachhin mehrmals Thomas Sutton verstanden ist, der fol. 105^r und 32^v auch ausdrücklich Sutton predicator genannt wird. P.

280. Xiberta, B. F. M., O. Carm., De scriptoribus scholasticis saeculi XIV ex ordine Carmelitarum (Bibliothèque de la RevHistEcl fasc. 6). Lex. 8^o (VIII u. 511 S.) Louvain 1931, Bureaux de la Revue. *Belgas* 16. — Wir haben hier einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte der Karmelitertheologen des 14. Jahrhunderts. Die Reihe wird eröffnet mit Gerhard von Bologna († 1317), der überhaupt der erste Karmelitertheologe ist. Vgl. Hurter, *Nomenclator* II (1906) col. 487 oder Pesch, *Prael.* I n. 48. Der Verfasser zeigt in der Einleitung, warum der Karmeliterorden sich erst Ende des 13. Jahrhunderts den gelehrten Studien zuwandte. Auch bringt er dort die bereits von Denifle veröffentlichte Liste des Johannes Trisse von 40 Karmelitertheologen aus den Jahren 1295—1360 sowie die Liste des Johannes Grossi, worin 38 Karmelitertheologen aufgezählt werden. Vierzehn Theologen werden von X. ausführlich behandelt: ihr Leben, ihre Schriften, die Handschriften, ihre Lehre, vielfach mit wörtlichen Anführungen aus ihren Schriften. Zu den übrigen von Trisse und Grossi genannten Theologen hat X. kurze biographische Anmerkungen oder Verweise beigefügt. Die meisten Abschnitte hat der Verf. schon früher in den *AnalOrdCarm* und in der Zeitschrift *Criterion* veröffentlicht. Hier sind sie lateinisch und verbessert wiedergegeben. Ausführlich sind bei Johannes Baconthorp (vgl. *Schol* 3 [1928] 610) und Franz Martini die Traktate über die Unbefleckte Empfängnis behandelt (227 ff. 453 ff.). Gute Register, auch über die einzelnen Lehrstücke, sind beigegeben. Deneffe.

281. Meier, Ludger, O. F. M., De schola Franciscana Erfordiensis saeculi XV: Antonianum 5 (1930) 57—94 157—202 333—362 443—474. — Ders., Nicolai Lakmann O. F. M. doctrina de divinae existentiae demonstrabilitate (Sonderdruck aus: *Studi Francescani*, S. 3^a Anno II [XXVII], n. 4). 8^o (15 S.) Florenz 1930, Vallecchi. — Ders., Der

Sentenzenkommentar des Matthias Doering: FranzStud 17 (1930) 83—89. — Mit vorbildlicher Gründlichkeit untersucht im Ant. der Ordensgeschichtler M. einen reizvollen Ausschnitt der deutschen Spätscholastik, die Geschichte der Erfurter Franziskanerschule. Die vier ersten Kapitel sind Monographien ihrer vier bedeutendsten Vertreter: Matthias Doering († 1469), Joh. Bremer (1442 Magister regens in Erfurt), Kilian Sterzing (um 1433) und Nik. Lakmann († 1479). Ein glücklicher Griff M.s war es, bei jedem außer einer Lebensskizze, Übersicht über seine gedruckten und ungedruckten Werke und Charakteristik seiner Doktrin den Abschnitt aus den Sentenzenkommentaren, in dem sie die Unbefleckte Empfängnis verteidigen (in III Sent. dist. 3), zu veröffentlichen, da gerade solche Abschnitte spezifisch franziskanisches Lehrgut enthalten. — Durch die eingangs genannten weiteren Beiträge M.s enthalten die Kapitel über Doering und Lakmann, durch die „Neuen Angaben..“ in Schol 6 (1931) 401 ff. das Kapitel über Bremer aufschlußreiche Ergänzungen. — Das zusammenfassende Schlußkapitel (mit einer Übersicht über Leben und ungedruckte Schriften der 48 Franziskanertheologen um 1390—1550) erbringt u. a. den Nachweis, daß die Erfurter Franziskanerschule ein verhältnismäßig gepflegtes Latein schrieb und unter Ablehnung des Okkamismus sich an Bonaventura und Scotus angeschlossen. — Die Spätscholastik birgt der ungelösten Fragen noch viele. Durch die gefährliche Neigung zu voreiligen Konstruktionen ist hier schon manches verzeichnet worden. Um so dankbarer begrüßt man gründliche Einzeluntersuchungen wie die vorliegenden. Sie allein können den Weg bahnen zu späterer Gesamtschau.
Hentrich.

282. Meier, Ludger, O. F. M., Die Erforschung der mittelalterlichen deutschen Franziskanerscholastik: FranzStud 18 (1931) 109—150. — Der Geschichtsschreiber der Sächsischen Franziskanerprovinz F. Doelle hatte vor 15 Jahren zur Erforschung der deutschen Franziskanerscholastik eine eigene Sammlung von Texteditionen „Monumenta Germaniae Franciscana“ gegründet, die aber durch die Ungunst der Kriegszeit schon nach dem ersten Bande zum Stillstand kam, ohne bisher wieder aufzuleben. Diesen Plan greift nun der durch seine Arbeiten über die Erfurter Franziskanerscholastiker bekannte M. in großzügiger Weise wieder auf. In programmatischen Darlegungen, die auf den Gedanken Ehrles, Grabmanns, Pelsters usw. und auf eigenen Erfahrungen aufbauen, würdigt er die Erforschung der deutschen Franziskanerscholastik nach Ziel, Berechtigung, Methode, Technik und Gegenwartswert. Es sei zu zeigen, wie die Franziskaner im deutschen Mittelalter (bes. im Spätmittelalter) sich um eine wissenschaftlich geordnete Einsicht in den Glaubensinhalt bemüht haben; zu diesem Zwecke sei der Stand ihres theologischen Schulbetriebes auf Grund der überkommenen literarischen Dokumente festzustellen. Vor zwei Gefahren warnt er dabei: vor einem „Fetischismus der Dokumente“, der vergißt, daß das Suchen, Beschreiben, Edieren der Dokumente nur die materiale Basis für die Forscherleistung höheren Ranges, die Rekonstruktion der Ideen, sein darf; und vor der Gefahr luftiger Linienführung und voreiliger ideengeschichtlicher Konstruktionen. Seine einzelnen Vorschläge bez. der Methode der Technik (systematische Heranziehung möglichst vieler Mitbrüder zu den Vorarbeiten; Ausnutzung der bestehenden Franziskanerzeitschriften zu planmäßigen Veröffentlichungen; der Vorschlag eines eigenen deutschen franziskanischen Forschungsinstitutes nach dem Vorbilde Quaracchis und Spaniens) werden wohl auch außerhalb seines Ordens Beachtung finden und zu ähnlichem anregen.
H.

3. Logik. Erkenntnislehre. Metaphysik.

283. Maritain, J., Notes sur la connaissance: RivFilNeoscol 24 (1932) 13—23. — M. setzt sich mit der Phänomenologie auseinander, und zwar mit jener Form, die Husserl in seinen „Kartesianischen Betrachtungen“ niedergelegt hat. Ihren Grundfehler sieht M. in der Zentralstellung der reflexen Erkenntnis, die zum unmittelbaren, apriorischen Erfassen der ersten Wahrheiten, die allen anderen vorausgehen, führen soll. Damit im engsten Zusammenhang steht die phänomenologische „Epoche“, die alles extramentale Sein einklammert und so das Objekt vom Ding trennt. Eine derartige „Epoche“ hebt sich selbst auf, da sie versucht, das Sein zu denken, ohne es als Sein zu denken; sie verkennt die Natur des Geistes, der durch die vollkommene Rückkehr in sich selbst sein Tun prüfen kann, ohne vorher alle seine Sicherheiten aufzugeben. Ausgangspunkt soll deshalb nicht sein: „ego cogito cogitatum“, sondern: „ego cogito ens“. Schließlich geht Husserl an dem eigentlichen Geheimnis der Erkenntnis vorbei, wendet sich dadurch von der ursprünglich realistischen Richtung ab und kehrt zum transzendentalen Idealismus zurück. Gegen jede Art von Idealismus ist an der Verhaftung der Erkenntnis an das Sein festzuhalten, die letztlich schon die Unterwerfung Gott gegenüber bedeutet. — Eine scharfsinnige Diskussion in der bekannten geistvollen Art des Verfassers. Lotz.

284. Jolivet, R., L'intuition intellectuelle: RevThom 37 (1932) 52—70. — Die geistige Intuition bestimmt Thomas meist durch ihren Gegensatz zum schlußfolgernden Denken. Sie ist die Seele unserer ganzen Geistestätigkeit; von ihr geht jedes Schlußverfahren aus, jede Abstraktion und jeder Diskurs hat sie zum Ziel. Sehr oft hebt Thomas hervor, daß wir in der Schau der ersten Begriffe und Prinzipien an der Geistigkeit der Engel teilnehmen. Über die schöpferische Intuition spricht der Aquinate nicht ausdrücklich; doch hat er in seiner Lehre vom intellektuellen Habitus alle Elemente zu einer Theorie dieses heute so durchforschten Vorganges. Denn der Habitus erleichtert den Erwerb neuer Erkenntnis und schafft im Geiste ein System von Ideen, aus dem im geeigneten Augenblick das schauende Entdecken hervorwächst. Ferner eint er das Viele, welches das Schlußverfahren sammelt, und führt zu einer einheitlichen Schau der Ganzheit. Das ist kein Anti-intellektualismus, weil alles vom Diskurs getragen ist. — Eine anregende Darstellung der geistigen Intuition bei Thomas; freilich könnte erst eine weitere Vertiefung alle Schätze heben, die da verborgen liegen. L.

285. Droege, Th., Zur Krise der Kausal-Kontroverse: DivThom (Fr) 9 (1931) 363—397. — D. verteidigt die Zurückführung des Kausalitätsprinzips auf das Widerspruchsprinzip gegen die Einwände, die vom logischen, psychologischen und ontologischen Standpunkt gegen diese Art der Begründung des Kausalitätsprinzips vorgebracht werden. Bemerkenswert ist das Zugeständnis, bei Zugrundelegung der kantischen Einteilung der Urteile müsse das Kausalitätsprinzip ein synthetisches Urteil a priori genannt werden. Trotzdem soll es „auf dem Wege der bloßen Begriffszergliederung“ aus der hypothetisch notwendigen Verschiedenheit des kontingent Existierenden vom Nichtexistierenden „abgeleitet“ werden können (389). Es scheint uns schwer einzusehen, wie dies beides miteinander vereinbar ist. — Gegenüber unserer Bemerkung in Schol 6 (1931) 214 f. meint D., wenn man unter „Grund“ nur den allgemeinsten Bedeutungsgehalt verstehe, der Soseinsgrund, Daseinsgrund und Erkenntnisgrund gemeinsam ist, so könne dieser allgemeinste „Durch“-Gedanke recht wohl in der inneren Form, „in der“ sich etwas von seinem kontradiktorischen Gegenteil unter-

scheidet, gefunden werden. Gewiß, das Sein ist „durch“ sich selbst dem Nichtsein entgegengesetzt. Ich kann nun von der besonderen Art, wie dieses „Durch“-Verhältnis sich hier verwirklicht, absehen, und so einen allgemeinsten Begriff von „Grund“ gewinnen. Nur scheint uns, dieser abstrakteste „Grund“-Gedanke genügt nicht für die Ableitung des Kausalitätsprinzips. Denn der Forderung nach einem „Grund“ in diesem Sinn wird beim kontingent Existierenden schon dadurch Genüge getan, daß ich sage: Das Kontingente existiert durch sein Dasein, und „durch“ dieses ist auch sein gleichzeitiges Nichtsein ausgeschlossen. Das Prinzip vom Grund, wie es gewöhnlich aufgefaßt wird, will aber offenbar mehr sagen. Es fordert für den kontingenten Sachverhalt einen äußeren Grund, „durch“ den dieser Sachverhalt besteht. Dieses „Durch“ besagt aber gegenüber dem abstraktesten „Durch“-Gedanken ein mehr determiniertes Verhältnis und kann daher aus ihm nicht analytisch abgeleitet werden, wie nie aus dem Generischen (oder Quasi-Generischen) das Spezifische analytisch abgeleitet werden kann. Der allgemeinste Begriff von Grund scheint uns ein analoger, und zwar sehr analoger Begriff zu sein. Daher ist auch die Einheit des Prinzips vom Grund nur die unvollkommene einer schwachen Analogie. Damit hängt es zusammen, daß das Prinzip erst dann wirklich klar wird, wenn die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Grund“ unterschieden werden. Darum scheint es uns auch besser zu sein, für den Erweis des Prinzips vom Grund von den verschiedenen, im allgemeinsten Prinzip enthaltenen mehr besonderen Prinzipien auszugehen. de Vries.

286. W a g e n e r, F e r d i n a n d, Ironie. I. Die romantische und die dialektische Ironie. gr. 8^o (VIII u. 74 S.) Arnsberg 1931, Stahl [jetzt Meschede, Heimatverlag Dr. Wagners] M 2.40. — Dieser erste Teil einer umfassenderen Arbeit über die Ironie unterscheidet drei Arten: Einleitend wird die sokratische behandelt; es ist didaktischer Spott über das vermeintliche Wissen der Menschen, demgegenüber der Weise sich selbst unwissend nennt. Die romantische Ironie ist die Selbstdistanzierung des Künstlers von seinem Werke, das vergebens sich müht, Unendliches im Endlichen darzustellen. Die dialektische Ironie endlich hat ihren Grund darin, daß das Unendliche immer nur im Endlichen ist, also so, daß es jede Erscheinung wieder aufhebt. Die Arbeit ist historisch und philosophisch zugleich. Brunner.

287. C l a v e r i e, F r., La Notion de Synthèse: RevThom 36 (1931) 813—39; 37 (1932) 3—51. — Synthese ist ein durch seinen wahllosen Gebrauch sehr verflachter Begriff. Cl. versucht seine verschiedenen Bedeutungen zusammenzustellen und in ihren gegenseitigen Beziehungen herauszuarbeiten. Synthesen finden sich im Naturbereich, im Seelenleben und in der logischen Ordnung; ein erster Teil geht der Behandlung nach, der sie im Laufe der Jahrhunderte bei den bedeutendsten Philosophen begegnet sind. Der zweite Teil untersucht systematisch die synthetischen Ganzheiten; es ergeben sich zwei große Gruppen: die Naturganzheiten, welche in quantitative, wesensmäßige und potentielle zerfallen, und die Kunstganzheiten, welche das Nützliche, das Schöne oder Angenehme und das moralisch Gute umfassen. Ergänzend tritt eine Betrachtung der synthetischen Verfahren hinzu, aus welchen diese Ganzheiten hervorgehen. Wieder können wir Natursynthesen, die sich in produktive und reproduktive spalten, und Kunstsynthesen unterscheiden; letztere begreifen handwerkmäßiges Tun, künstlerisches Schaffen und moralisches Handeln unter sich; den reproduktiven Synthesen, die sich nach den drei Arten der Naturganzheiten gliedern, entspringt die Wissenschaft. Diese Analysen führen zu einer Definition der Synthese: sie ist Einheit im Verschiedenen entweder im Zustande des Werdens oder des Gewordenseins; sie ist dann vorhanden, wenn eine

Vielheit durch ein Formprinzip derselben Ordnung zur Einheit gebracht wird. Verschiedene Einteilungen und die Heraushebung einiger Eigenschaften beschließen die Arbeit. — Cl. bietet eine Reihe von feinen Analysen; seine Ergebnisse sind zwar nicht voll befriedigend, aber bei einem ersten Versuch beachtlich. Vielleicht wäre noch mehr darauf zu achten, daß die Gegebenheiten nicht durch Einreihen in fertig vorliegende Begriffsschemata beeinträchtigt werden. Lotz.

288. Eisenhuth, H. E., Der Begriff des Irrationalen als philosophisches Problem. gr. 8^o (XI u. 274 S.) Göttingen 1931, Vandenhoeck & Ruprecht. M 12.—; geb. M 14.— Im ersten Teil prüft E. den Begriff des Irrationalen, besonders in der Fassung Ottos, auf seine Berechtigung und kommt zu dem Schluß, dieser Begriff müsse ganz beseitigt werden. Der Wert dieses Ergebnisses wird freilich dadurch sehr beeinträchtigt, daß es auf Grund der oberflächlichen „denkökonomischen“ Erkenntnistheorie von H. Cornelius gewonnen wird. Wohl wird mit Recht die Forderung erhoben, „daß alle Begriffe ihre Begründung aufweisen, wenn sie von uns anerkannt werden sollen“ (105). Aber wenn nun — freilich entsprechend dem seichten positivistischen Standpunkt — rationales Erkennen mit vollständigem Begreifen gleichgesetzt wird, so müssen wir das durchaus ablehnen. Daher kann auch die Behauptung, der Gottesbegriff sei notwendig irrational und darum „unbegründbar“ (81) und „mit den Bedingungen unseres Erkennens unvereinbar“ (104), in keiner Weise als erwiesen gelten. Im zweiten Teil versucht E. im Anschluß an Heidegger, dessen grundlegende Aufstellungen kritiklos übernommen werden, eine Neubegründung der „Religion“. Im Gegensatz zu Heidegger nimmt er an, das „Eigentlichwerden“ der „Existenz“ geschehe nicht in der Vereinzelung, sondern in der Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft. Diese „Selbstwerdung durch die Gemeinschaft“ erhält schließlich den Namen „Religion“. — Ist es nicht wahrhaft erschreckend, daß einer, der sich Theologe nennt, ein solches Buch schreiben konnte, das nun aber auch alles Religiöse verneint: Gott und Schöpfung und Unsterblichkeit, Glaube und Offenbarung? Was da noch als sogenannte Religion übrigbleibt, kann schließlich selbst der Bolschewismus gelten lassen. Aber ist ein solches Buch nicht auch eine ernste Warnung für alle die, die mit ihrer Erlebnis- oder Wagnistheologie den Glauben als *rationabile obsequium* unmöglich machen? de Vries.

289. Titius, Arthur, Natur und Gott, Ein Versuch zur Verständigung zwischen Naturwissenschaft und Theologie. 2., durchgearb. u. verm. Aufl. gr. 8^o (XII u. 946 S.) Göttingen 1931, Vandenhoeck & Ruprecht. M 29.—; geb. M 32.— Die Zeitschrift hat aus der Feder eines der Berufensten, des verstorbenen P. Wasmann S. J., eine eingehende Besprechung der ersten Auflage des Werkes gebracht (3 [1928] 103—109). Der Verf. hat die dort geschilderte Grundauffassung nicht geändert, wohl aber die Ergebnisse der Naturforschung der letzten Jahre wie auch die neuere Literatur eingearbeitet, soweit das der teilweise Manuldruck zuließ. Nur die Begründung des Gottesglaubens ist durch einige längere Zusätze erweitert worden. So durch ein neues Kapitel „Die Naturphilosophie im Zeichen Kants und Goethes“ (276 ff.) wie durch weitere Ausführungen der Kapitel über das Verhältnis der religiösen Sätze zur Metaphysik und zur Gesamtwirklichkeit. Eine Auseinandersetzung mit Feuerbachs Illusionsidee der Religion dient dem gleichen Zweck. Mit Wasmann bedauere auch ich, daß es dem unermüdlichen Verf. durch den protestantischen Religionsbegriff, der Gott dem Verstande unzugänglich sein läßt, unmöglich gemacht wurde, innerhalb der natürlichen Erkenntnis den Schlußstein der Harmonie von Naturwissenschaft und Religion zu setzen. Damit soll jedoch dem

Werke seine große Bedeutung als ein Versuch der Harmonie vom protestantischen Standpunkt aus nicht genommen sein. Für Einzelheiten verweise ich auf die genannte Besprechung.

Weisweiler.

290. Van der Leeuw, Sur le nom et la personnalité des dieux dans les religions primitives: *RevHistPhRel* 11 (1931) 241—255. — Der Titel ist irreführend; keines der angeführten Beispiele entstammt einer primitiven Religion. V. stützt sich auf die Hypothese, das Religiöse werde zuerst als unpersönliche Macht erfahren; auch ist er weithin abhängig von Usener. Was er unter „personnalité“ versteht, ist aus der Arbeit nicht zu ersehen. Es ist klar, daß das Göttliche oder die Götter dem Menschen nur in einer Erfahrung bewußt werden können; daraus schließt V. aber: „Dieu... est une expérience“ (253). Auch scheint er zu übersehen, was eine alltägliche Erfahrung ist, daß wir sehr wohl von einer Person eine recht unbestimmte Erkenntnis haben können, ohne daß wir darum dem betreffenden Wesen die Persönlichkeit absprechen. Seine Bemerkungen über den Heiligenkult lassen die Tatsache außer acht, daß die Heiligen bis auf wenige Ausnahmen nachweislich geschichtliche Gestalten sind.

Brunner.

291. Rosenzweig, Franz, Der Stern der Erlösung. Bd. I: Die Elemente oder die immerwährende Vorwelt (118 S.); Bd. II: Die Bahn oder die allzeiterneuerte Welt (223 S.); Bd. III: Die Gestalt oder die ewige Überwelt (211 u. 22 S.) 8^o, 2. Aufl. Frankfurt 1930, J. Kauffmann. *M* 14.—; geb. *M* 16.— Dieses merkwürdige, oft kaum verständliche Werk ist der Versuch einer weltanschaulichen Synthese vom Standpunkte des modernen Judentums. Das ganze jüdische Leben mit seinen Festzeiten und seiner Liturgie ist mithineinbezogen. R., der durch seine Hegel-Studien bekannt ist, nimmt vor allem Stellung gegen den das All ableiten und begreifen wollenden Idealismus und betont ihm gegenüber die Freiheit der göttlichen Selbstsetzung, die Tatsächlichkeit der Welt und die Schicksalhaftigkeit des Selbst. Doch ist er selbst von idealistischen Methoden nicht freigekommen. Die Bewegung unseres Denkens wird unbedenklich als Bewegung des Wirklichen genommen (vgl. z. B. die Ausführungen über das Nichts als allgemeine Voraussetzung). Hierin erinnert R. an den späten Schelling. Aber die Ähnlichkeit geht noch viel weiter. Doch möchten wir hierin nicht eine unmittelbare Abhängigkeit sehen, sondern die Folge eines ähnlichen Unternehmens. Auch hier wird der Versuch gemacht, die Entwicklung der Welt und die Rolle der einzelnen Völker und Religionen in eine große mystische Einheit einzubegreifen, die gipfelt im zeitlosen Volke Gottes, den Juden. Daß dabei der Wirklichkeit Gewalt angetan wird, manche Perioden völlig falsch gesehen werden (R. sieht in der Lehre von der doppelten Wahrheit das Wesentliche der Scholastik!), ist das Schicksal aller solcher Versuche. Von Schelling unterscheidet sich aber dieses Werk dadurch, daß Talmud und Midrasch an die Stelle christlicher Motive treten. Manche Ausführungen, besonders des dritten Bandes, erinnern stark an die jüdische Gnostik des Mittelalters. Dazwischen finden sich immer wieder geistvolle Ausblicke und tiefgehende Analysen. Vor allem aber ist das Werk interessant als Versuch, das alte jüdische religiöse Erbe zu verbinden mit neuzeitlichen philosophischen Motiven.

Br.

292. Philosophische Hefte. 3. Jahrg. (1931) Heft 1/2 (100 S.) Berlin-Wannsee, Robertstr. 9, M. Beck. *M* 3.75. — M. Beck, Der Geiz als Wurzel der sog. „faustisch-dynamischen Kultur“ (1—46). Das „Faustisch-Dynamische“ kennzeichnet nicht, wie Spengler meinte, die ganze abendländische Kultur, wohl aber die Kultur der Gegenwart. Es zeigt sich in den verschiedensten Kulturgebieten an der Auflösung alles

Absoluten in bloße Funktionen, Funktionen in einem durch rastlose Tätigkeit zu verwirklichenden Prozeß, für den es keinen letzten Wert als Endziel gibt, sondern der „unendliche Aufgabe“ ist. Diese Eigenart unserer Zivilisation ist nicht Schicksal, sondern wurzelt in einer Gesinnung der Menschen, dem „Geiz“, der zum Arbeitssklaven des materiellen Nutzwertes wird und dann noch dieses „Galeerendasein durch den Mythos vom selbstlosen Dienst an einer unendlichen Aufgabe glorifiziert“ (43). Dieser Geiz ist seinem Wesen nach radikal feindselige Haltung zum Geist. Ihm steht gegenüber die „heilige Armut“, die in ehrfürchtigem Schauen sich an Gottes Schöpfung erfreuen kann und frei ist zur Vereinigung mit Gott. — Im ganzen bedeutet die gedankenreiche Untersuchung eine freimütige, tief in die Zusammenhänge eindringende Abrechnung mit allem Pragmatismus, aller Vergötterung der Arbeit und des technischen Fortschritts und aller Verachtung des Geistigen und Religiösen. Manche Sätze könnten recht wohl als zeitgemäße Anmerkungen zum Exerzitienbuch (Fundament, zwei Fahnen, Liebe) gelten, andere freilich würden dort Klärung, Läuterung und letzte Begründung erfahren. — Weiter bringt das Doppelheft: M. Raphael, Die pyrrhoneische Skepsis (Versuch einer Ehrenrettung des Skeptizismus P.s.); Th. Haering, Hegel und die moderne Naturwissenschaft; H. Marcuse, Zur Auseinandersetzung mit Hans Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“. de Vries.

4. Naturphilosophie. Psychologie.

293. Rignano, Eugenio, Das Gedächtnis als Grundlage des Lebendigen. Mit einer Einleitung von Dr. Ludwig von Bertalanffy. gr. 8^o (XIX u. 163 S.) Wien, Leipzig 1931, Braumüller. M 6.— Von den bedeutenderen Schriften R.s lag bisher nur der Essay „Das Leben in finaler Auffassung“ (Nr. 26 der Schaxelschen Abhandlungen zur theoretischen Biologie) in deutscher Sprache vor. Das hier angekündigte, weit umfangreichere Buch macht nun auch ein zusammenfassendes Hauptwerk des Mailänder Naturphilosophen dem deutschen Leser in einer vortrefflichen Übersetzung zugänglich. Die vierzehn Hauptstücke bilden eine Art Synthese aller im Laufe der letzten 30 Jahre von R. aufgestellten Lehren; in ihrer Reihenfolge spiegelt sich getreu der Entwicklungsgang seines Denkens. Von Haeckels biogenetischem Grundgesetz gelangt R. über Hering und Semon zu dem mnemonischen Phänomen als dem innersten Wesen alles Lebens, des organischen wie des psychischen. Bei Auffassung des Lebens als besonderer Form von Energie, die in den Organismen fehlt und zum Unterschiede von den übrigen Energieformen die Eigenschaft der „mnemonischen Akkumulation“ besitzt, sollen sich viele Antinomien lösen und säkulare Gegensätze wie Vitalismus—Mechanismus überbrücken lassen. Mit gegnerischen Lehren setzt sich R. nur in einem Falle (Bottazzi) auseinander; er gewinnt dadurch Raum, die eigene Anschauungsweise an einer Fülle von Material zu entwickeln. Wir möchten nicht verfehlen, die biographische Bedeutung des Werkes hervorzuheben. Der Übersetzer liefert zunächst eine Würdigung des Gesamtwirkens seines Autors. Im Vorwort R.s erfahren wir dann, daß dieser auf allen Gebieten der Biologie so ausnehmend bewanderte Theoretiker „nie in ein Laboratorium eingetreten ist, nie eine einzelne [einzige?] Zelle unter dem Mikroskop untersucht, nie irgendein Ergebnis einer physiologischen Reaktion... analysiert hat“ (IX). Den Schluß bildet ein begeistertes, Metaphysik und Gottesglauben achtungsvoll ablehnendes Bekenntnis zum Positivismus und biologisch begründeten Philanthropismus. Schmitz.

294. Bleuler, E., Mechanismus—Vitalismus—Mnemonismus (Abh. zur

Theorie der organischen Entwicklung. H. 6). gr. 8^o (IV u. 148 S.) Berlin 1931, Springer. M 9.90. — Die Berücksichtigung gegnerischer Ansichten, die man bei Rignano vermißt, tritt bei B.s Darstellung des Mnemismus in den Vordergrund. Sie beabsichtigt, wie der Titel es andeutet, die mnemistische Erklärung des Lebens so neben die beiden älteren Auffassungen zu stellen, daß der biologisch geschulte Leser zu einer entscheidenden Wahl gedrängt wird. Die Kritik des Mechanismus bezieht sich besonders auf die Zusammenstellung mechanistischer Thesen in B. Fischers „Vitalismus und Pathologie“. Als Mnemist fühlt sich B. wie über den Parteien stehend und er sagt wirklich zur Abwehr mechanistischer Übertreibungen manches besser, als es irgendeinem Vitalisten bisher gelungen ist. Am echten Vitalismus gemessen ist er allerdings letzten Endes selber Mechanist, jedoch in einer viel weiter zurückliegenden Schicht, wie aus Kap. IV S. 73 f. hervorgeht: „Worin die Mneme, die Engraphiefähigkeit der lebenden Materie, besteht, wie sie aus dem atomären oder molekulären oder dispersen Zustand verstehbar ist, ... muß der physikalischen Chemie überlassen werden.“ Hier ist ein Zweifel berechtigt, ob B. in die philosophischen Grundlagen des Vitalismus tief genug eingedrungen sei, und es überrascht dann auch nicht, S. 86 das Geständnis zu finden, es stehe ihm nicht mehr genug Lebenszeit zur Verfügung, die vitalistische Literatur genauer zu studieren. Auch der Psychologe wird nicht mit allen Ausführungen B.s einverstanden sein. Doch ist die Arbeit im ganzen eine wertvolle Bereicherung der antimechanistischen Literatur. S.

295. Dwelshauvers, G., L'intuition du spirituel: RevPh 38 (1931) 327—394. — Nehmen wir bei den Geistestätigkeiten nur Objekte wahr oder auch die Tätigkeiten selbst? Haben wir davon eine klare Anschauung? D. findet in verschiedenen Denkaufgaben, daß von der geistigen Tätigkeit nur selten etwas bemerkt wird, etwa ihre Anwesenheit, ihre Richtungsänderung, die Aufmerksamkeitsbemühung, das Suchen, ja sogar das latente Vermögen dazu (was sicher ein Schluß ist); abgesehen von den häufigeren Bewußtseinslagen, wie Zweifel, Klarheit. Auch sei das Bemerken nebensächlich, keine Apperzeption in voller Aufmerksamkeit, was die Denktätigkeit schädigen würde. Wir haben mithin ein vages, wenn auch distinktes Gefühl der geistigen Tätigkeit im Gegensatz zu den Vorstellungen, erfassen sie aber nicht direkt in ihrem Wesen. — Die Versuche bestätigen die allgemeine scholastische Lehre vom *sensus intimus* selbst für den ungünstigsten Fall, daß eine Gedankenarbeit zu leisten ist. Viel stärker ist die Erkenntnis des Ich schon beim Urteil, wo neben dem Inhalt die Zustimmung sehr klar ist, ferner im Gefühl und vor allem im freien Wollen mit seinem Bewußtsein der eigenen Aktivität; ganz besonders endlich, wenn der Akt der Reflexion sich auf das Ich des vorhergehenden Aktes richtet. Eine Untersuchung dieser Akte würde das wertvolle Ergebnis der Arbeit noch ergänzen. Fröbes.

296. Holenstein, Ewald, O. M. Cap., Das psycho-physiologische Problem. gr. 8^o (157 S.) Paderborn 1931, Schöningh. M 8.— Es handelt sich um das Verhältnis von Leib und Seele im Menschen. Der größere erste Teil bespricht die gegnerischen Systeme, den Materialismus, Spiritualismus, die Wechselwirkungstheorie und den psychophysischen Parallelismus. Das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität erweist sich nur als methodisches Prinzip für die reine Naturwissenschaft (es genügt übrigens schon nicht mehr für die empirischen Geisteswissenschaften). Der zweite Teil des Buches stellt dem die scholastische Lösung gegenüber in der substantiellen Einheit von Leib und Seele: die Identität der vegetativen, sensitiven und intellektiven Seele, ihre Subsistenz usw. Im einzelnen wird die thomistische Lehre streng durch-

geführt: die körperliche Substanz ist wesentlich einfach (!); es muß etwas anderes hinzukommen, das die Seinsvollkommenheit mindert (!); das darf aber kein positives Sein besitzen, ist auch keine bloße Negation, also ein Mittleres (!), die erste Materie. Der hl. Thomas habe darin den Riesenkampf gegen alle seine Zeitgenossen gewagt und die Unmöglichkeit mehrerer Formen in demselben Wesen nachgewiesen. — Der erste Teil ist auch neben vielen anderen Behandlungen lesenswert. Der zweite Teil dürfte nur denen ganz gefallen, die glauben, philosophische Fragen durch Autorität entscheiden zu können. Gegen unsere modernen Gegner wäre es wohl wirkungsvoller, das Gemeinsame der katholischen Schulen hervortreten zu lassen. F.

297. *History of Psychology in Autobiographies*; hrsg. v. C. Murchison, Vol. II. gr. 8^o (XVII u. 407 S.) Worcester, Mass. 1932, Clark University Press. Doll 5.— Der vorliegende 2. Band der Autobiographien von hervorragenden Psychologen vereinigt acht Amerikaner (Dunlap, Franz, Judd, Pillsbury, Terman, Washburn, Woodworth, Yerkes), zwei aus England (Drever, Lloyd Morgan), je einen aus Frankreich (Bourdon), Italien (Ferrari), Deutschland (K. Groos), Holland (Heymans), Dänemark (Höföding). Bei manchen bildet die Lebensgeschichte den Hauptreiz: es liest sich wie ein Roman, wie Terman aus bescheidensten Verhältnissen sich immer wieder als Lehrer die Mittel verdienen muß, um weiterstudieren zu können. Besonders packend ist die Schilderung der „damaligen Clark University“ mit ihren ganz wenigen, aber begeisterten Studenten, mit ihrer absoluten Lehr- und Lernfreiheit; erst auf der Stanford Universität findet Terman die Stellung, die die großen Arbeiten seines Lebens ermöglichte, die Intelligenztests und die drei Bände über geniale Begabung. Ähnliche persönliche Beschreibungen weisen Bourdon, Drever, Judd, Washburn, Yerkes auf. — Eine rein sachliche Besprechung theoretischer Grundfragen bedeuten die Beiträge von Karl Groos und Heymans, der geradezu die Grundfragen der ganzen Philosophie behandelt; ähnlich übrigens auch Höföding. — Ferrari schildert seine Erfolge in der Erziehung unmoralischer Kinder; Judd seine Arbeiten für die Einbürgerung der Wundtschen Psychologie in Amerika. Yerkes legt besonderen Wert auf die Tierpsychologie; Woodworth betont mit Recht eindringlich, daß neben der herrschenden Spezialisierung die grundlegenden allgemeinen Fragen mehr betrieben werden müssen. Beachtenswert ist sicher, daß gegenüber dem neueren Behaviorismus sich auch viele Amerikaner ablehnend verhalten: so Judd, Terman, Woodworth, Yerkes. Judd fügt bei, daß das menschliche Bewußtsein nicht aus dem tierischen erklärt werden kann; er betont die Wichtigkeit, vor allem das Denken und die höheren geistigen Prozesse zu untersuchen. Über die Art, wie die bedeutenden Arbeiten geworden sind, erfährt man freilich eigentlich nicht viel Neues. F.

298. Neuhäus, W., Taktile Scheinbewegung: ArchGsmptPsych 83 (1932) 519—562. — Werden kurz nacheinander zwei einander nahe Hauptpunkte (a, b) berührt, so entsteht oft die (taktile) Scheinbewegung, als streife ein Gegenstand von a nach b über die Haut. Verf., der schon für die visuellen Scheinbewegungen eine Nachprüfung der bisherigen Forschung von höchster Exaktheit unternahm, führt dieselbe Arbeit nun auch für die taktile Erscheinung durch. Es ergeben sich fast dieselben Gesetze wie auf visuellem Gebiet, nur alles viel gröber, subjektiv veränderlicher nach Übung und Erwartung. Gegen Benussi wird festgestellt, daß die Geschwindigkeit phänomenal von gleicher Art ist, wie bei den wirklichen Bewegungen; die bemerkte Länge des Abstandes ist fast regelmäßig kleiner als die objektive. Auf Grund

der umfassenderen Tatsachenerkenntnis werden die üblichen physiologischen Theorien verworfen; die psychologische Theorie gründet sich auf die Gesetze der Auffassung, Aufmerksamkeit, Übung. Die „reine Bewegung“, ohne etwas, das sich bewegt, bestätigt sich nicht. Es ist mir eine Befriedigung, daß diese Anschauungen, die mein Lehrbuch seit zehn Jahren vertritt, auch bei der genauesten Tatsachenvergleiche sich bestätigen.

299. A. Ch. N., Das Kompensations- oder Produktionsprinzip der Identifikation: 12. deutscher Kongreß f. Psychologie (1931) 280—288. — Das hier aufgestellte neue Prinzip besagt: Wenn nicht-identische psychische Eindrücke (wie die verschiedenen Bilder desselben Körpers in beiden Augen) in eine Einheit verschmolzen werden (das Bild eines Körpers), werden die früheren nicht-identischen Bestandteile kompensiert durch eine neu produzierte Eigenschaft (die Tiefe). Ebenso wird aus den zwei Phasen einer Bewegung die Scheinbewegung eines Objektes. Nach diesem Schema wird jede Apperzeption erklärt. Eine notwendige Vorbedingung ist die Doppeltheit der Sinnesorgane, oder überhaupt der Eindrücke. — Indessen scheint eine neue psychische Wirksamkeit nicht notwendig. Das hinzutretende Element beruht einfacher auf einer angeborenen oder erworbenen Assoziation, ist in anderen Fällen eine in den vorhandenen Grundlagen neu entdeckte Relation usw.

300. Müller, Er., Beiträge zur Lehre von der Determination: ArchGsmtPsych 84 (1932) 43—102. — Eine Fortführung des Streites über Hemmung einer Willensleistung durch entgegenwirkende Reproduktionstendenzen. Für den Standpunkt der Achschen Schule werden neue Versuche geltend gemacht; das assoziative Äquivalent der Willensstärke wird in einwandfreier Weise erklärt. Als Ursache der Fehlreaktionen wird am meisten die Stärke der Reproduktionstendenz betont, während Lindworsky das Fehlen des Aufgabebewußtseins voranstellte. Vermutlich wirken beide notwendig zusammen und verlangt die volle Erklärung noch weitere Ursachen, die hier wenigstens einzeln schon besprochen werden.

301. Hochheimer, W., Analyse eines „Seelenblinden“ von der Sprache aus: PsychForsch 16 (1932) 1—69. — Der berühmte, von Gelb und Goldstein untersuchte Seelenblinde S. wird hier eingehend über seine eigenen Gedanken und Verhaltensweisen ausgefragt. So treten außer den bekannten Störungen der optischen Gestalt- und Bewegungswahrnehmung, die durch neue Erfahrungen bestätigt werden, allgemeinere Eigentümlichkeiten hervor; eine solche ist die beherrschende Rolle des Sprechens, da Wortwahrnehmungen die fehlenden Vorstellungen ersetzen müssen. Eine Grundstörung ist die Passivität des Kranken, so daß er nur auf Fragen hin oder unter dem Druck äußerer Notwendigkeit handelt und spricht. Wertvoll ist die Beschreibung der mannigfachen Hilfswege, mit denen er seine Mängel in erheblichem Grade ausgleichen gelernt hat.

302. Musatti, C. L., Elementi di psicologia della testimonianza. 8^o (XVI u. 252 S.) Padua 1931, A. Milani. L 32.— Das vorliegende wertvolle Werk weist den Juristen auf die mannigfachen Fehlerquellen hin, macht auch gelegentlich praktische Vorschläge; doch wiegt bei dem hervorragenden Psychologen die wissenschaftlich psychologische Behandlung vor. In der Lehre von der Wahrnehmung betont M. gegenüber der Gestaltpsychologie vor allem den Einfluß der Erfahrung, die Umwandlung mancher Elemente dadurch, die Einfügung neuer Züge, worunter auch den des Gefühlscharakters. Die Größen-

schätzungen werden ganz allgemein behandelt, die relative wie die absolute Bestimmung und die Zahlenangaben mit ihren Fehlern. Die Aussageversuche werden durch die Beobachtung eines Films bereichert. Ebenso wird aus eigenem Material das Gesetz des Vergessens für sinnvollen Stoff erheblich verändert. Die Wiedererkennung der bei der Filmaufnahme tätigen Personen aus einer Photographie gibt sehr unbefriedigende Ergebnisse. Auch die Methode der Tatbestandsdiagnostik wird mit eigenem Material bestätigt. Die merkwürdige Methode Benussis, aus dem Vergleich der Atemquotienten vor und nach dem Bericht zu erkennen, ob das Zeugnis lügenerisch war, bestätigt sich; freilich sei die Methode für die gerichtliche Verhandlung noch nicht reif. F.

303. Cath, Cox Miles u. W. R. Miles, The correlation of intelligence scores and chronological age from early to late maturity: *American Journal of Psychology* 44 (1932) 44—78. — Wie entwickelt sich die Intelligenzhöhe, die um das 16. Jahr herum ihr Maximum erreicht hat, im folgenden Leben weiter? Nach dem hier an 800 Personen angewandten Test hält sich die Leistung in den Zwanzigern (20—29) auf der Höhe, sinkt bis 40 sehr wenig, von da an stärker, aber gleichmäßig bis etwa 80; von 80 nimmt der Abfall ein schnelleres Tempo an. Um Zahlen zu nennen, kann man auf den Intelligenzquotienten (IQ) umrechnen, der normal einen Mittelwert von 100 hat. Hier betrug er um 20 Jahre etwa 115, um 50 105, um 85 nur noch 79. Bei höherer Begabung und Ausbildung kann auch die Schlußleistung noch auf der mittleren Höhe der Erwachsenen stehen. — Um das Ergebnis nicht mißzuverstehen, muß man beachten, daß der Test bloß die Schnelligkeit der Leistung mißt. In den Verstandesleistungen des mittleren und höheren Mannesalters kommen aber noch andere wichtigere Faktoren in Betracht, die hier nicht untersucht wurden: so die beständig wachsende Erfahrung in Leben und Wissenschaft, die für die Wahl der Hypothesen alles bedeutet; ferner die Gewinnung der Kriterien für ein verlässliches Urteil; die für ausdauernde Arbeit wesentliche Konstanz des Willens. Die körperliche Gebrechlichkeit und Ermüdung scheint vor allem nach 80 einzugreifen, wo die Kurve ein anderes Bild annimmt. — Die Arbeit ist gleichwohl ein äußerst wertvoller Beitrag zum Verständnis der Verstandesleistungen. F.

304. Spearman, C., *Creative mind*. 8^o (XV u. 153 S.) London 1930, Nisbet. Geb. *Sh* 5.— Wie geht der Geist voran, wenn er etwas Neues schafft, das er so nie gesehen hat, in Kunst oder Wissenschaft oder Technik? Die sensistischen Erklärungen erweisen sich als ungenügend; es handelt sich um Verstandesleistungen. — S. verwendet hier seine Theorie der drei Verstandesprinzipien, die er in früheren Werken mit großem Erfolg entwickelt hat. Besonders in der Eduktion von Korrelaten erblickt er die Grundfähigkeit zur Auffindung von Neuem. Daneben entwickelt er die sonstigen Grundgesetze der psychischen Tätigkeit, die hier in Frage kommen. Zum Beweis wird diese theoretische Grundlage auf die verschiedensten Gebiete angewandt, besonders eingehend auf die Malerei, deren Wirkungsprinzipien aufgesucht und zergliedert werden; dann kürzer bei der Architektur, der Musik, der Poesie und besonders bei der wissenschaftlichen Entdeckung. Schließlich meint Verf. auch den Aufbau der Außenwelt aus den gleichen Denkprinzipien herleiten zu müssen, und sieht darin die größte Schöpfung des Menschengeistes. Dieses letzte Kapitel möchte ich in dem vorzüglichen Buch lieber missen, da auch die Tiere dieselbe Anschauung der Räumlichkeit und Zeitlichkeit

besitzen wie wir. Im übrigen ist der Beweis gut gelungen; auch ist aus der Besprechung der letzten Seelentätigkeiten noch viel Wichtiges zu erwarten. F.

305. Düker, H., Willenspsychologische Untersuchungen an Schülern: ArchGsmntPsych 83 (1932) 429—456. — D. mißt die über- oder unternormale Stärke des Willens durch Dauerarbeiten von etwa einer halben Stunde an zwölf aufeinanderfolgenden Tagen. Ist die Arbeit in einem vorgeschriebenen Rhythmus geboten (zwangsläufig), so wird sie bald leicht und vom Willen unabhängig; während bei freiem Arbeiten eine starke Willensspannung erfordert ist. Bei Normalen bleibt an späteren Versuchstagen die Leistung der freien Arbeitsweise 20 bis 25 Prozent hinter der zwangsläufigen zurück; bei besonders starker Willensveranlagung weniger; bei schwacher Willensanlage, bei Neigung zum beständigen Abschweifen oft sehr viel mehr. Die so gewonnenen Ergebnisse stimmten mit den Urteilen der Lehrer überein. F.

306. Prinzhorn, Hans, Charakterkunde der Gegenwart (Heft 11 der „Philos. Forschungsberichte“). gr. 8^o (IX u. 122 S.) Berlin 1931, Junker u. Dünnhaupt. M 5.— Einen guten Ausgangspunkt bieten die Definitionen von Charakter und Charakterologie. Jener ist nach Seifert: die individuelle Prägung aller Wesenseiten der menschlichen Existenz; diese nach Pfänder: die Lehre von Grundlage, Wesen, Entwicklung, Ausdruck und Leistungsabdruck des Charakters. Den Hauptinhalt des Buches bilden die verschiedenen Methoden der Charakterforschung: die „objektive“, d. h. reine Experimental- und Testmethode, die psychopathologische bei Freud, Kretschmer, Jaspers u. a., die medizinisch-biologische (endokrine Drüsen, Eidetik u. ä. als Einteilungsprinzip), sowie einige andere, die nur gestreift werden, und ganze Systeme. Unter diesen werden ausführlich behandelt: Klages, McDougall, Janet und Freud. Am meisten befriedigt die Darstellung von McDougall, der den Unterbau der Instinkte und Emotionen in guter Gliederung errichtet, aber dann doch den Gesinnungen den Haupteinfluß beimißt und einer von ihnen die Leitung zuerteilt. Bei Freud weist Pr. auf das „Sektorhafte“ von dessen Auffassung hin, bei gerechter Anerkennung seiner bahnbrechenden Leistung für das Verständnis des neurotischen Versagens und der „Fruchtbarkeit“ seines „monumentalen Irrtums“. Am ausführlichsten und günstigsten wird Klages behandelt, der „reine“ Charakterologie treibe, ohne jede pädagogische, ethische usw. Nebenabsicht. Sein Grundprinzip lautet: Der Leib ist die Erscheinung der Seele. Diese Erscheinung, und zwar nicht die statische, sondern die dynamische, ist der Schlüssel zum Verständnis des Charakters; die Ausdruckstatsachen: Haltung, Mimik, Sprechweise, Schreibbewegung u. a., was Klages als willkürbare Motorik zusammenfaßt, führen zu den Zonen des Charakters: Fähigkeiten oder Begabungen, Erregbarkeit des Gefühls und Willens, seinen Triebfedern, seiner einheitlichen oder uneinheitlichen Tektonik. — Pr. berührt wohl alles, was hier zu berühren ist, und macht vor allem auf die Bedeutung des Wertproblems einer sensitischen und materialistischen Auffassung gegenüber aufmerksam; aber er urteilt die Gegner zu scharf ab und verherrlicht Klages mit Nietzsche ins Ungemessene. v. Frentz.

307. Neumann, Johannes, Die Entwicklung zur sittlichen Persönlichkeit (Studien über Aufbau und Führung des Charakters und des religiösen Lebens. Bd. 2). gr. 8^o (VIII u. 455 S.) Gütersloh 1931, Bertelsmann. M 15.—; geb. M 17.— Eine große Zahl von Gelehrten hat sich zu dieser Arbeit vereinigt, ähnlich wie es schon beim ersten Band dieser Reihe der Fall gewesen war (vgl. Schol 6 [1931] 315). — Im ersten

Teil werden die ethischen Grundanschauungen des Konfuzianismus, Buddhismus, des Judentums, der Urkirche, des Katholizismus, des orientalischen und des russischen Christentums, des Calvinismus, des Luthertums und der Mystik dargestellt. Bei der Lesung erkennt man klar die große Bedeutung der religiösen Lehren für die sittliche Erziehung, und die meisten Autoren haben gerade die dogmatischen Verschiedenheiten recht scharf herausgearbeitet. Man vermißt den Islam, wird eine eigene Behandlung der Urkirche, die sich mit der des Luthertums deckt, für überflüssig ansehen, die der Mystik dagegen wegen ihrer eigenen Seelenhaltung für vollauf berechtigt finden. Für den Aufsatz über die katholischen Auffassungen hätte man vor allem, gerade mit Rücksicht auf die klar geprägten evangelischen Sätze, eine gute Darlegung der einschlägigen katholischen Dogmen gewünscht. — Dem Hauptteil geht ein einführender Aufsatz von R. Allers voraus, der die biologischen Grundlagen: Konstitution und Umwelt, in ihrer Bedeutung und ihren Grenzen darstellt und auf die noch ziemlich geringen Ergebnisse der bisherigen Forschungen hinweist. Die Aufsätze über Entwicklungs-, Ganzheits-, Strukturpsychologie, Psychoanalyse und Individualpsychologie zeigen gut, wie sich die verschiedenen Zweige der Psychologie für unser Thema in die Hand arbeiten, wenn auch die Verfasser selbst teilweise zu exklusiv sind. Nicht gilt das von H. Hetzer, die die Ergebnisse der exakten Erforschung des Jugendalters für die gestellte Frage vorlegt und das Werden und Reifen des Begriffs der Sittlichkeit anschaulich darstellt. — C. Schneider hebt hervor, daß es vor allem auf das Ganze und seine „Durchgliederung“ ankommt, die möglichst in die Tiefe geht und konträre seelische Haltungen in ihrer Weite vereinigt. Doch macht das „Ganze“ bei ihm etwas den Eindruck einer Schale ohne Kern. Im Zentrum jeder Erziehung steht notwendig die von ihm weniger geschätzte „Materialethik“, die nur im Geist des Erziehers und bei dem schon gereiften Zögling durch die formale gekrönt wird. — Die durch Spranger aufgestellte Struktur der „Lebensformen“ bietet für die ethische Betrachtung manches Anregende. Die Frage, wie die verschiedenen Formen sich den sittlichen Formen anpassen müssen, hätte E. Stern eingehender behandeln können. — Auch die Psychoanalyse bringt manches Wertvolle bei, wie C. Müller mit Recht sagt. Es besteht wenigstens irgendein Zusammenhang zwischen Entwicklung des Trieblebens und des sittlichen Lebens, wenn man auch Wesen und Kern der Freudschen Lehre verwirft. — Der Herausgeber des Werkes, J. Neumann, legt die ethische Bedeutung der Individualpsychologie dar. Sein Hauptgedanke ist, daß die sozialen Schäden unserer Zeit eine ungesunde Stellung des Individuums zur Gemeinschaft und dadurch die so zahlreichen Neurosen bewirkt haben. Adlers Lehre will das rechte Verhältnis zur Gemeinschaft wiedergeben, indem der Psychotherapeut erst das gute Beispiel des Gemeinschafts-sinnes dem Patienten gegenüber gibt und ihn von da aus in die Gemeinschaft zurückführt. — Sowohl die glückliche Zusammenarbeit als die reichen Ergebnisse verdienen große Anerkennung, trotz abweichender Auffassung in vielen prinzipiellen Fragen. v. Fr.

308. Winzen, Burkhard, O. F. M., Ein Blick in das religiös-sittliche Leben des jugendlichen (Jugendringen, Studien zur Erforschung jugendlichen Seelenlebens. Heft 1). gr. 8^o (170 S.) M. Gladbach 1931, Kühlen. M 4.80; Lw. M 5.80. — W. beschreibt nach einer Darstellung der heute gebräuchlichen religionspsychologischen Methoden die von ihm angewandte: die Fragebogen- oder Erhebungsmethode. Er hat sie mit einigen guten Eigenschaften ausgestattet, die die gegen sie nicht selten erhobenen Bedenken ziemlich zerstreuen. Nur fünf Fragen stellt er, über den Gottesglauben, das Verhältnis zu Christus, das Gebet,

die Mittel zur Besserung und die Versuchungen, ganz kurz, klar, unter möglichster Vermeidung jeglicher Suggestion. Er selbst geht in die Schulen, versteht es, das Vertrauen der Jugendlichen zu gewinnen und Verständnis für den wissenschaftlich-praktischen Zweck seiner Erhebungen. Die Antworten läßt er aber erst zu Hause nach guter Überlegung und ohne Namensnennung geben. Schon der Umstand, daß er von mehr als zwei Drittel Antwort erhalten hat, beweist seinen Vorsprung ähnlichen Versuchen gegenüber. So liegen ihm 3400 Antworten vor, von werktätigen und studierenden Jugendlichen aus kleinen und großen Städten Rheinlands und Westfalens. — Im zweiten Teil legt W. eine Auswahl von 100 Antworten vollständig vor und wertet im dritten die Gesamtheit der Resultate für das ihm vorschwebende Ziel aus: ein Gegenwartsbild der religiösen Auffassung und Haltung katholischer Jugend in seinen Hauptlinien. Man muß ihm recht geben, wenn er ein sehr günstiges Gesamtbild zeichnet, für alle gestellten Fragen, besonders das Verhältnis zu Christus. Wenn man vielleicht seine Ergebnisse für etwas zu allgemein hält, ist zu bedenken, daß es sich um das erste Heft einer Reihe handelt, in dem eine Grundlage geboten werden sollte. Eines tritt besonders klar zutage: die Bedeutung des persönlichen Taktes des Versuchsleiters. Ist er vorhanden, so ist die Methode einwandfrei und erfolgreich; wo nicht, gerät sie notwendig in Mißkredit. v. Fr.

309. Raitz von Frenzt, E., Fragen der Religionspsychologie: ZAM 6 (1931) 255—265. — Zeigt den Zweck der Religionspsychologie (für Religionsphilosophie, für einzelne Disziplinen der Theologie, wie Schriftverständnis, Religionsgeschichte, Moral, Pastoral), ihre Ergebnisse (viele, wenn auch noch Unfertige), ihre Methode (Wertung besonders des Experimentes und der religiösen Dokumentenanalyse) und die Behandlung eines religionspsychologischen Einzelobjektes, des Kernes des Gebetsaktes (der als Willensakt erwiesen wird). Kösters.

310. Michaëlis, Edgar, Die Menschheitsproblematik der Freud'schen Psychoanalyse. Urbild und Maske. 2. Aufl. gr. 8° (X u. 131 S.) Leipzig 1931, Barth. M 6.30; geb. M 8.10. — Die Arbeit ist eine eigenartige Widerlegung Freuds. Zunächst erkennt Verf. das Richtige und Wertvolle an dessen System an: Erkenntnis der Bedeutung des Unbewußten, der seelischen Struktur dem Symptom gegenüber, der Kindheitserlebnisse, kranken Geschlechtslebens und schadhaften Gemeinschaftslebens als Ursachen der Neurose, der Maske und des Symbols, der Tatsächlichkeit der Verdrängung und der psychischen und physiologischen Wirksamkeit des Verdrängten, der Traumdeutung durch frei assoziierte Elemente usw. Dann weist er klar auf das Falsche in Freuds Lehre hin: Materialismus, Determinismus, Triebpsychologie, Überbetonung des Unbewußten und des Symbolismus, falsche Rückprojizierung von der gegenwärtigen Neurose aus, Mangel eines objektiven Kriteriums der Deutung usw. Ms Hauptziel ist jedoch ein Argumentum ad hominem: Die nicht seltenen Erwähnungen des Idealichs zusammen mit einigen von Freud selbst berichteten jugendlichen Träumen zeigen, daß er den ihm urtümlichen, aber durch die schmerzlichen Erfahrungen gebrochenen Idealismus verdrängt und durch die Lehre von der unentrinnbaren Triebherrschaft ersetzt hat, ohne jedoch den Idealismus ganz verbannen zu können. Freud ist Zeuge nicht der verdrängten Sexualität, sondern der verdrängten Idealität. Das Idealich ist nicht sekundär, aus dem Ödipuskomplex, dem Gegensatz zum Vater, geboren, sondern primär. Der Zeitgeist, der den einzelnen zu stark von der Gemeinschaft abhängig macht, dadurch seine Individualität vergewaltigt, ihn dem Mitmenschen entfremdet und zur Maskierung des bessern Ich zwingt, erzeugt sowohl die Reaktion des Herrenmenschen, wie die Flucht

in die Sexualität. Gerade diese innere Zerrissenheit des modernen Menschen setzt notwendig einen positiven, edlen Kern voraus. Wege zur Heilung sind der von Freud beschrittene, wenn auch verdunkelte, der Ausstoßung des Krankhaften durch die Analyse und der von ihm nicht beschrittene der konsequenten Stärkung der ursprünglichen innern Kräfte. — Die letzte Lösung wird der Katholik nicht, wie M., von Kantischer Philosophie erwarten, sondern von der eigenen Weltanschauung. Sonst wird man die vorzügliche Auseinandersetzung mit Freud durchaus anerkennen müssen. v. Frentz.

311. Lazarsfeld, Paul F., Jugend und Beruf. Kritik und Material. Mit Beiträgen von Charl. Bühler, B. Biegeleisen, H. Hetzer, K. Reininger. Mit 7 Abbildungen im Text (Quellen u. Studien zur Jugendkunde, hrsg. v. Charl. Bühler, Heft 8). gr. 8^o (V u. 206 S.) Jena 1931, Fischer. *M* 10.— Der Herausgeber beginnt mit einem methodisch lehrreichen Referat über die bisherige einschlägige Literatur. Es folgen Erhebungen über die Berufswünsche 3- bis 10jähriger Kinder, 12- bis 14jähriger Volksschüler, ausgewählter Krakauer Jugend, jugendlicher Arbeiter, Wiener Abiturienten von 1927—1930; der Einfluß von Begabung und Milieu auf die Berufswahl junger Mädchen und das Berufsproblem der Frau überhaupt werden behandelt. Alle Arbeiten sind am psychologischen Institut der Universität Wien unter Leitung von Charl. und Karl Bühler entstanden. Sie beruhen nicht allein auf der Experimentalmethode; die Tiefenpsychologie wird herangezogen, während die Verstehenspsychologie eher Ablehnung erfährt. Ein zweiter Band auf Grund vollständigerer Erfahrungen und Methoden wird angekündigt, was allein schon die vorsichtige, abwägende Haltung aller Mitarbeiter andeutet. Das reichhaltige Werk mit seinen — in den Grenzen des Experimentes — wohlbegründeten Einblicken in die psychische, soziale, moralische und religiöse Lage der Gegenwartsjugend verdient allgemeinste Beachtung. Gemmel.

312. Stern, W., Psychologie der frühen Kindheit bis zum 6. Lebensjahre. 6. Aufl. 8^o (XV u. 540 S., mit 11 Tafeln) Leipzig 1930, Quelle u. Meyer. *M* 10.80; geb. *M* 12.80. — Zu den 360 Seiten der ersten Auflage (1914) ist allmählich gegen 50 Prozent neuer Inhalt hinzugekommen, der dem Ganzen gut eingegliedert worden ist. Um einzelnes zu berühren, wird die Entwicklung der Wahrnehmung durchgeführt; für die scheinbare Größe reicht freilich das Einbeziehen der Tastgrößen nicht aus. In der Sprachentwicklung werden die interessanten Funde Piagets einbezogen sowie die Messungen der Sprachfähigkeit von Desœudres. Beim ästhetischen Verhalten ist die Musik eingefügt, beim Zeichnen die Bedeutung des Kritzelstadiums gewürdigt. — Daß St.s bekannte Definition der Intelligenz das Wesentliche nicht trifft und die Kluft zwischen Mensch und Tier nicht erklärt, habe ich in meinem Lehrbuch weitläufig ausgeführt. Die neuen Forschungen werden übrigens gut vorgeführt, Piagets Herabdrückung des logischen Denkens beim Kind wird auf das richtige Maß zurückgeführt, die Ergebnisse der Form-Farbe-Vergleichungen werden sehr überzeugend auf eine einheitliche Formel gebracht. Die Behandlung des Gemüts- und Willenslebens leitet die Darlegung des eigenen Personalismus ein. Soweit er hier vorgeführt wird, ist es die Aristotelische Grundanschauung. Ein Anhang von K. Lewin behandelt die kindlichen Ausdrucksbewegungen; ein anderer von Werner das Magische, dem auch das Religiöse zu Unrecht untergeordnet wird. An vielen Orten des Buches kehren zwei Themata immer wieder, die Montessoribewegung und die Psychoanalyse. Bei ersterer werden gewisse Erfolge nicht geleugnet, aber die Einschränkung des Spieles, der Phantasietätigkeit verworfen. Noch viel

eindringlicher ist die Besprechung der psychoanalytischen Theorien, wie der sexuellen Symbolik, der Traumdeutung, der Inzesttheorie usw. Es ist ein Hauptverdienst des Buches, daß überall das Berechtigte ausgesondert wird und die Übertreibungen in ihrem Gegensatz zu den wirklichen Tatsachen im einzelnen richtiggestellt werden. Fröbes.

313. Kroh, Oswald, Die Psychologie des Grundschulkindes (Mann's Pädag. Magazin. Heft 1122). 7. u. 8. Aufl. 8^o (352 S.) Langensalza 1930, Beyer. *M* 6.60; geb. *M* 7.40. — Das vorzügliche Buch hat in pädagogischen Kreisen eine warme Anerkennung gefunden. Psychologisch ist das Wichtigste die gut auswählende Lehre von der seelischen Entwicklung des Kindes. Die Gesamtentwicklung teilt Kr. in drei Stufen, die Frühkindheit, die schulfähige Kindheit und die Reifezeit. In der 1. Stufe (bis ins 3. Jahr) herrschen die körperlichen Bedürfnisse vor, eine naive egozentrische Haltung. Der Zweck ist die formale Übung der Seelenkräfte. Es beginnt mit der Reflextätigkeit und schließt mit der Periode des Laufen- und Sprechenlernens. Die Stufe der Schulfähigkeit reicht bis zum 12. Jahr: hier herrscht die Lernerbeit vor. Es beginnt mit dem starken Drang, die Erfahrungswelt kennenzulernen; aber das Ergebnis ist noch lückenhaft und teilweise phantastisch ergänzt. Das 7. bis 8. Jahr bringt eine Wandlung; von nun an tritt das objektive Interesse hervor, die willkürliche Arbeit, die Freude am wachsenden Wissen. Im 10. Jahr beginnen sich die bis dahin allgemeinen Interessen individuell zu scheiden; das Kind weiß nun von seinen Neigungen und Fähigkeiten. Es untersucht neben den Gegenständen nunmehr auch die Beziehungen, die Wirkungszusammenhänge. Die Beschreibung der dritten Stufe, der Reifezeit, schließt sich im wesentlichen an die anerkannte Lehre an. — Das Hauptthema des Buches, die Entwicklung der einzelnen Geistesfähigkeiten während der Grundschulzeit, behandelt das Ich, die Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Gedächtnis, Verstand, Gefühl, insbesondere das sittliche, religiöse und ästhetische Erleben, das soziale Leben, Ausdrucksformen, Spiel und Arbeit. Recht eingehend werden die eidetischen Vorgänge geschildert. Die logischen Operationen erweisen sich von Anfang an tätig, ebenso alle Arten von Werthaltung. Ein Gesamtbild des Schulkindes faßt die Eigenart dieses mittleren Stadiums zusammen. F.

314. Bergmann, Wilhelm, Religion und Seelenleiden. Vorträge der VI. Sondertagung des Katholischen Akademikerverbandes. 8^o (207 S.) Augsburg 1931, Haas und Grabherr. Geb. *M* 7.— Nach einem anregenden Hinweis von E. Kamnitzer auf den Nutzen der Phantasie für harmonische Seelentfaltung behandelt F. Schneider einige Ursachen jugendlicher Fehlentwicklung in unserer Zeit, vorab die weltanschaulichen Gegensätze in Familie, Schule, öffentlichem Leben, die ein Steckenbleiben in der negativen Phase fast notwendig machen, die vollständig auf den Kopf gestellten Begriffe von Sexualität, der zum Teil in dem schnellen Tempo des äußeren Fortschrittes begründete seelische Abstand zwischen Jugend und Erwachsenen. H. van Ackeren läßt auf dem dunklen Hintergrund der Werke von Lindsey und Van de Velde die „Vollkommene Ehe“ in katholischem Sinn aufleuchten. Die drei letzten Vorträge künden den Sieg der „verstehenden“ Psychologie. Die Medizin muß, so führt R. Hopmann aus, nicht bloß die Krankheit, sondern den kranken Menschen als leibseelisches Gebilde zum Gegenstand haben. W. Hinsen bescheinigt die noch immer recht bescheidenen Erfolge der Somatotherapie der Psychopathen, die, ätiologisch fast ergebnislos, sich auf Heilung von Symptomen beschränkt sieht. Demgegenüber kann R. Allers die Fortschritte der Psychotherapie ausführlich darlegen. Nach Widerlegung

der Psychoanalyse baut er über der Individualpsychologie, unter Verwerfung ihrer Übertreibungen und Einseitigkeiten, ein System auf, das in seiner Weite und in der Tiefe der Auffassung vom Menschengest, der durch seine Wertsetzungen auch auf den Körper zurückwirkt, fast uneingeschränkt anerkannt werden kann. v. Frenzt.

5. Ethik. Rechtsphilosophie. Pädagogik.

315. Schneider, Artur, Einführung in die Philosophie unter Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Pädagogik. II. Teil: Metaphysik. Ethik (Handbücherei d. Erziehungswiss., hrsg. v. Friedrich Schneider. Bd. 15 b). 8^o (VIII u. 230 S.) Paderborn 1931, Schöningh. M 4.50. — Wir haben hier eine im Lichte der „*philosophia perennis*“ selbständig durchdachte, die Gegenwartsfragestellungen einbeziehende, leicht faßliche und darum weitesten Kreisen zu empfehlende Darstellung der Metaphysik und Ethik und ihrer wichtigsten pädagogischen Auswirkungen vor uns. Nach methodischen Voruntersuchungen zur Metaphysik werden u. a. behandelt die Substanz, Kausalität, Finalität, Materie, das Organische und das besonders vielseitig dargestellte Leib-Seele-Problem, schließlich das Gottesproblem mit treffender Besprechung der dialektischen Theologie. Die Ethik enthält u. a. eine eindringende Behandlung der Scheler'schen Wertethik in deren beiden Hauptphasen. Der pädagogische Anhang beschäftigt sich z. B. mit den Bildungszielen des Sozialismus, Spencers, des deutschen Idealismus. — Für zu wünschende spätere Auflagen: Es könnte die scholastische Verbindung der diskursiven *ratio* mit der an sich unfehlbaren *intuitio* des *intellectus* betont werden, ähnlich die scholastische Unterscheidung zwischen der *potentia subiectiva* (*δύναμις*) und *obiectiva* (*possibilitas*). — Nach S. folgt aus dem Satz vom hinreichenden Grunde das Kausalgesetz als Denknöwendigkeit; seine Anwendung auch als Seinsgesetz dagegen ergibt sich erst kraft des Postulats, die sonst drohende Sinnlosigkeit aller Wissenschaft und des Lebens zu vermeiden. Aber ist nicht schon die Anwendung des Satzes vom hinreichenden Grunde auf die dann wie ein objektives Sein gesehenen Denkkakte eine Anwendung auf ein Seinsfeld? Dann besteht kein Grund, die unmittelbare Anwendung des Satzes vom Grunde auf die übrige physische Seinskausalität abzulehnen. Daß wir das Wie der äußeren Kausalität nicht ohne weiteres erfassen, ist kein Hindernis für die Gewißheit der Tatsache; übrigens ist uns das Wie auch bei der Denkfolge ein Geheimnis. — Der kosmologische Beweis S.s muß, angewandt auf die kontingenten Personen, auch die erste Ursache als Person ergeben. — Es könnte deutlicher auf den fundamentalen Unterschied der aristotelisch-scholastischen *eὐδαιμονία* (beatitudo) und *ἡδονή* (delectatio) hingewiesen werden. — Nach S. muß der Wille dem stärksten Motiv Folge leisten; seine Freiheit besteht darin, daß der Intellekt das stärkste Motiv aufsuchen kann. Die Frage ist: Muß auch bei einer ersten Denkbeeinflussung der Wille dem stärksten Reize Folge leisten? Das würde geschlossenen Determinismus bedeuten. — S. 180 Anm. 1 muß es statt 173 offenbar 179 heißen. — Diese Bemerkungen möchten zur Vervollkommnung der vorzüglichen Schrift beitragen. Gemmel.

316. Althaus, Paul, Grundriß der Ethik. Neue Bearbeitung der „Leitsätze“ (4. bis 6. Tsd.). gr. 8^o (125 S.) Erlangen 1931, Merkel. M 4.30; Lwd. M 5.50. — Die Eigenart dieser inhaltreichen Systemskizze liegt darin, daß sie das Beste aus den verschiedensten evangelischen ethischen Richtungen, dazu manches Katholische, einzubauen sucht. Es liegt hier wirklich eine materiale Ethik vor, die u. a. die Euthanasie, die

soziale Indikation bei der Lebensvernichtung, den Antisemitismus ablehnt, eine Verteidigung des Privateigentums, der Todesstrafe, des Krieges, der Revolution, der Freiheit der Kirche durch öffentlich-rechtliche Anerkennung, jedoch ohne Staatskirchentum, bietet und über eine etwaige politische evangelische Partei handelt. Doch führt der Versuch der Synthese nicht stets zu voller Klarheit. G.

317. v. Rintelen, Fr. J., Die Bedeutung des philosophischen Wertproblems (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysler II 927—971). — Wert wird aufgefaßt als Sinngehalt eines Soseins, insofern er Zweck sein kann kraft seiner Vollkommenheit und sich eingliedern kann in eine höherstehende Ordnung. Nach einem kürzeren historischen Hinweis auf Plato, Aristoteles, Thomas, Kant und Lotze werden drei Hauptlösungsversuche des Wertproblems besprochen und kritisch geprüft: die psychologische Ableitung aus menschlichem Begehren oder Lustempfinden (Ehrenfels, Meinong usw.), die es zu keiner Objektivität des Wertbegriffes bringt; die gegenstandstheoretische Ableitung und Auffassung der Neukantianer (Rickert), die über einen Formalismus nicht hinauskommt; endlich die phänomenologische materiale Wertlehre von Scheler, Hartmann. Hier aber wird der Wert anscheinend zu scharf vom konkreten Sein getrennt. In positiver Darlegung wird der Standpunkt des Wertrealismus verteidigt. Erst in der Wertrealität, nicht in der horizontal-flächenhaften, rein geistigen Idealität, findet eine Wertqualität eine dem individuellen Ideal hingewandte Ausprägung. Die Welt ist ein relatives Gut als *imitatio* der göttlichen Güte, nicht ein trostloses Reich wertindifferenter schicksalsmäßiger Notwendigkeit. Die metaphysische Wertrealität ist die Person. Gott aber ist die *ratio essendi* aller Werte, welche von ihr als der subsistierenden Güte und Heiligkeit selbst wesentlich begründet werden. Der Wert wird schlechthin zu der Gott zugewandten Seite und der Unwert zu der ihm abgewandten Seite der Welt. Reiche Literaturverweise begleiten die Ausführungen, die gegenüber der Krisis des heutigen Wertglaubens eine Neuerweckung des Wertlebens fordern. Schuster.

318. v. Hildebrand, D., Die Rolle des „objektiven Gutes für die Person“ innerhalb des Sittlichen (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysler II 973—995). — Diese feinsinnige Studie untersucht die Frage, ob es neben dem für mich Befriedigenden und dem Wertvollen (*delectabile* und *bonum per se*) noch eine eigene Kategorie des für eine Person Bedeutsamen als gesonderte Motivklasse gebe. Verf. bejaht dies und glaubt, daß die *Philosophia perennis* das implizite gelehrt habe. Der Unterschied zwischen dem Wertvollen an sich und dem für ein Subjekt Bedeutsamen liege darin, daß ersteres in sich selbst ruhe, während letzteres eine konstitutive Beziehung zu einem Subiectum cui habe. Zum Schluß wird das Ergebnis auf das ethische Problem von Egoismus und Altruismus angewendet. Richtiger scheint es uns, mit der Scholastik den objektiv ethischen Wert nicht als in sich abgeschlossen ruhend aufzufassen, weil ein „Wert“ bei der Negierung aller Subjekte wohl innerlich unmöglich würde. Höchstens könnte man das *bonum per se* noch unbestimmt (*remote*) betrachten, insofern es noch nicht in der Beziehung auf dieses bestimmte Subjekt gedacht ist, und es als das Wertvolle an sich bezeichnen. Sch.

319. Klug, Ignaz, Willensfreiheit und Persönlichkeit. Moralphysologische Vorträge. Geleitwort v. J. Mayer. gr. 8^o (124 S.) Paderborn 1932, F. Schöningh. M 3.—; geb. M 4.50. — Der vollendet vorliegenden Nachlaßschrift K.s über den Aufbau der Persönlichkeit durch Charakterbildung, die den zweiten Teil dieses Buches darstellt, setzt M. mit Recht den Abschnitt über Willensfreiheit aus K.s Werk über

den Stufenstrafvollzug voran. K. bietet in seiner zugleich gründlichen, gefälligen und priesterlich warmen Art die Beweise für eine wahre Willensfreiheit, zeigt aber auch deren Voraussetzungen und Grenzen, um so ihre Entfaltungsmöglichkeiten zu erforschen. Die plasmogenen, endogenen und exogenen Einflüsse auf das Seelenleben werden dargestellt. Die Charaktererkenntnis durch Intuition, Analogie und Differentialpsychologie, die bei K. das Richtige Alfred Adlers ausgewertet, wird besprochen. Ist das ganze Werk für alle Erzieher wertvoll und anregend, so verdienen besonderen Hinweis die Schlußausführungen über die Maximalidee der individuellen Persönlichkeit, die durch Ausgehen von der Minimalidee derselben Persönlichkeit erreicht und Gott angeglichen werden soll. Gemmel.

320. Steffes, J. P., Das Naturrecht im Rahmen einer religionsphilosophischen Weltbetrachtung (Philos. perennis, Festg. Jos. Geysler II 1017—1039). — Der Münsterische Religionsphilosoph will die Naturrechtsfrage nicht im Rahmen der heutigen juristischen Diskussion, sondern von einem höheren religionsphilosophischen und Weltanschauungsstandpunkt aus behandeln. Ein geschichtlicher Überblick unterscheidet glücklich drei Perioden: Naturrecht und positives Recht in organischer Verbindung bei den Griechen, im christlichen Altertum und in der Scholastik; Verabsolutierung des Naturrechts in der Aufklärung; die Reaktion des extremen Positivismus im 19. Jahrhundert auf dem Hintergrund der Romantik und des philosophischen Positivismus. Endlich werden die Versuche zur Wiederbelebung des Naturrechts in der Gegenwart skizziert und die Eigenart des „katholischen“ Naturrechts gezeichnet, die Verankerung im Gottesbegriff und in der Auffassung der Weltordnung als Ausdruck eines denkenden Gott-Geistes und göttlichen Wollens. Schuster.

321. Schapp, Wilhelm, Die neue Wissenschaft vom Recht. 2. Bd. Wert, Werk und Eigentum. gr. 8^o (VIII u. 171 S.) Berlin-Grünwald 1932, Rothschild. M 8.— Nach der Untersuchung des Vertrags- und Forderungsrechts im 1. Bd. (vgl. Schol 6 [1931] 475) wendet sich S. in diesem 2. Bd. dem Eigentumsrecht zu. Zunächst umreißt er, die phänomenologische Methode anwendend, eine Wertlehre, die u. a. über die Objektivität der Werte und ihre Zuordnung handelt. Sodann stellt er die Beziehung des Ich zum Wert, zum Schaffen, zum Werkswert, zum Eigentum und Besitz dar. — Das Hauptverdienst der „neuen“ Wissenschaft vom Recht wird man in dem Begriff des „Vorrechts“ erkennen dürfen, das unzweideutiger wohl Urrecht oder Naturrecht genannt würde. Ob es freilich nach S. schon „Recht“ ist? Moralische Verpflichtung wird ihm zuerkannt (142). — Es konnte S. nicht gelingen, die Okkupation als primären Erwerbstitel zu entwurzeln. Sie steht logisch, vor allem geordneten Schaffen, am Anfang. Niemand sieht das „Primäre“ dabei in der Quantität gegenüber anderen Titeln. — Möge auch der folgende Band, besonders in dem heute so wichtigen Familienrechte, die philosophische Selbständigkeit offenbaren!

Gemmel.

322. Schönfeld, Walther, Günther Holstein: Logos (Tüb.) 20 (1931) 286—305. — Dieser Nachruf des Tübinger Juristen auf den früh verstorbenen evangelischen Theologen und Juristen H. verdient Beachtung wegen einer scharfen Kritik des Kelsenschen Rechtspositivismus. Mit H. tritt S. für die unlösliche Verbindung des Rechtes mit Ethik und Religion ein; auch die Liebe sei intrajuristisch als des Gesetzes Erfüllung. Ebenso weisen beide Juristen Rudolf Sohm's aus antikatholischer Einstellung entsprungene, ja wiedertäuferischen „pneumatischen Anarchismus“ zurück. G.

323. Winter, Ernst Karl, Der wahre Staat in der Soziologie des Rechtes. Ein Beitrag zur kritischen Abgrenzung der Transzendentalsoziologie von reiner Rechtslehre, scholastischer Sozialmetaphysik und Ganzheitssoziologie (Sonderabdr. aus Ztsch. f. öff. Recht, Bd. 11, H. 2, 161—205). Wien u. Berlin 1931, Springer. — Die Fülle historischer und methodischer Probleme in dieser W.schen Arbeit, die an die ganze gegenwärtige soziologische und juristische Fragestellung rührt, wird ihr Studium äußerst anregend und fruchtreich gestalten auch für den, der W. nicht in allem zu folgen vermag. Da die Arbeit sichtlich dem Naturrechtsproblem gilt, ist es fast peinlich, zu sehen, wie W., dessen Gesamtanlage und soziologischer Lebenssinn ihn zur Annahme einer materialen, inhaltlichen vorpositiven Rechtswelt drängen, durch die nun einmal nur formale neukantianische oder ähnlich verdünnte „platonische“ transzendente Idee dem von ihm selbst (201) in seiner Unmöglichkeit gebrandmarkten Rechtspositivismus nicht zu enttrinnen vermag. — Bei den Scholastikern besteht kein „Schwanken“ (175) darüber, daß ein gewissenwidriges positives Gesetz nicht den Ehrennamen eines Gesetzes verdient. — Bei Aristoteles wie Thomas ist sowohl die *iustitia generalis (legalis)* wie die *particularis* am Naturrecht zu messen. — Die Unterscheidung zwischen dem primären und sekundären Naturrecht erstreckt sich bei Thomas nur auf die Entfernung der Ableitung aus den obersten Prinzipien, so daß schon die primären Prinzipien material sind. Demnach können Sätze der partikulären Gerechtigkeit ebenso primär sein wie die der legalen. Auf ganz anderer Ebene liegt die Troeltschsche Bezeichnung des Paradiesesstandes als des Standes des primären Naturrechts gegenüber dem sekundären nach dem Sündenfall, eine ungenaue Bezeichnung, da es sich im Paradies nicht um die „reine“, sondern um die gnadenerhöhte Natur, also nicht um bloßes „Naturrecht“ handelte. — Zu S. 191 ff.: Die scholastische Lehre über die Unterschiede des *totum physicum, metaphysicum, logicum (speciificum, genericum usw.)* sowie über die dementsprechend verschiedenen Bedeutungen der Analyse und Synthese könnten mit zur Klärung der Ganzheitslehre beitragen. G.

324. Eschmann, Ernst Wilhelm, Der Faschismus in Europa (Fachschriften zur Politik u. staatsbürg. Erziehung; hrsg. v. Ernst v. Hippel). gr. 8° (VI u. 93 S.) Berlin 1930, Junker u. Dünnhaupt. M 3.60. — Die inhaltsreiche, in ruhiger Sachlichkeit gehaltene Schrift ist gleichweit entfernt von den beiden von E. gezeichneten innerdeutschen extremen Einstellungen dem Faschismus gegenüber, von „idealistischer Verachtung“ und von unbedingter Bewunderung. Der „Sinn“ der italienischen Außenpolitik ist nicht irgendeine starre Partei-Ideologie, sondern der nüchterne Blick auf die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten Italiens. Faschismus als Ausfuhrware kann es nach E. wegen der italienischen Zweckgebundenheit des Faschismus nicht geben. Das hindere nicht, daß der Faschismus freundliche Bewegungen anderer Nationen, aber nur nach Maßgabe ihres Nutzens für Italien, begrüße. G.

325. Longert, Wilhelm, Liberale oder organische Staats- und Wirtschaftsordnung? (Bücherei des Ständestaates, hrsg. v. Dr. W. Longert, Berlin, 2. H.). 4. Aufl. 8° (63 S.) Berlin-Wien 1931, Erneuerungsverlag. M 1.20. — Das mit der in der Spannschen Schule üblichen Begeisterung und ihrem metaphysischen Wagemut geschriebene Büchlein bietet eine gute Einführung in die Methode wie in die praktischen Forderungen der organischen, universalistischen Staats- und Wirtschaftslehre. Dem liberalistischen, alle Ganzheit und alle Gemeinschaft atomisierenden Gesellschaftsprinzip mit seiner logisch notwendigen und geschichtlich tatsächlichen Auflösung der rechtlichen,

politischen, wissenschaftlichen, sittlich-religiösen und so auch der wirtschaftlichen Gebundenheiten wird das organische Ganzheitsprinzip entgegengestellt. Ein Unterganzes, die Wirtschaftsverfassung, wird uns in verheißungsvoller Konkrettheit umrissen, wie es sich im organischen Staate darstellt. Von der einzelnen, schon als Ganzheit aufgefaßten Betriebsgemeinschaft her baut sich der das Fach und das Wirtschaftsgebiet berücksichtigende Berufsstand auf. Dieser besitzt weitgehende Selbstverwaltung in Arbeitsbeschaffung, im Fortbildungs-, Schiedsgerichtsbarkeits-, Steuer-, Bank-, Zins-, Preis-, Lohn-, Versicherungswesen und in eigenen Fachausschüssen. Die Krönung aller Berufsstände bildet das „Wirtschaftliche Ständehaus“, immerhin in Abhängigkeit von der politischen Instanz. — Die Scholastik muß den Spann-Longertischen Universalismus in vielem als wertvollen Bundesgenossen begrüßen. Gerade darum bedauert man einige polemische Übertreibungen, die dem Universalismus keine Gegner gewinnen können. So sollte man die stärkste ideelle Stütze des Universalismus, das „Naturrecht“, nicht mit seiner Entstellung durch Rousseau verwechseln und verwerfen. Warum ferner, entgegen solchen „Universalisten“ wie Aristoteles und Thomas, jedwede „Demokratie“ ohne nähere Kennzeichnung verurteilen? G.

326. Ständisches Leben. Blätter für organische Gesellschafts- und Wirtschaftslehre. Hrsg. v. Othmar Spann, Wien; Schriftl. W. Longert, Berlin. 2. Jg. 1932, 1. H. gr. 8^o (64 S.) Berlin-Wien 1932, Erneuerungsverlag. M 1.50; Jahrespr. (12 Hefte) M 18.— Th. Brauer beschreibt die Fortbildung der Bismarckschen Sozialpolitik zur umfassenden Sozialreform durch Förderung der „Tarifgemeinschaften“ und der Selbstverwaltung in organischen Berufsständen, die Aufstiegsmöglichkeit bieten. Mit Daqués Abhandlung über eine universalistische Geologie beginnt eine auch in den folgenden Heften fortzusetzende Aufsatzreihe über den Universalismusgedanken auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten. In den meisten Artikeln, den „zeitgeschichtlichen Mitteilungen“, die z. B. einen sorgfältigen Bericht über zehn Jahre Arbeitsdienstplicht in Bulgarien bieten, und den zahlreichen Buchbesprechungen ist der Spannsche Universalismus- und Ständegedanke maßgebend. Auch derjenige, der in diesem Ganzheitsbegriff noch liberalistische und sozialistische Unausgeglichenheiten finden zu müssen glaubt, wird die einflußreiche, von Spann ausgehende Bewegung beachten müssen. G.

327. Kautz, Heinrich, Die Welt des armen Mannes. gr. 8^o (318 S.) Einsiedeln 1932, Benziger. M 5.—; geb. M 6.— Ein erschütterndes Zeitdokument von internationaler Bedeutung! Wir müssen fürchten, daß in vielen Ländern Millionen nach dem Evangelium leben, das K. aus den Sozialromanen des dänischen Bolschewisten Martin Andersen Nexö heraus entwirft. Nach der sozialpsychologisch und soziologisch gesichteten Milieuvorführung umreißt K. die in jenen Dichtungen auftretenden Charaktertypen von Kapitalisten und Volkssozialisten, sodann letzterer Sozialreformideale (Exodi). K. hebt mit Recht die Ärmlichkeit solcher Menschheitserlösung hervor, zumal ein sichtbares Erlösungsziel überhaupt nicht oder nur in der Phrase vom „neuen Menschen“ erscheint. Es dürfte sich auch sehr fragen, ob solche Tendenzromane uns ein naturtreues Bild des „Volkssozialismus“, etwa des dänischen Proletariates, liefern können. — Zu S. 30 Anm. 1: H. George wollte das Privatgrundeigentum selbst nicht aufheben. G.

328. Kautz, Heinrich, Das Ende der sozialen Frage in der Schau Franz Herwigs und Robert Hugh Bensons. gr. 8^o (213 S.) Einsiedeln 1932, Benziger. M 5.—; geb. M 6.— Getreu seinem Plan, den „Volks-

sozialismus“ in seiner gelebten und in der führenden Kunst sich spiegelnden Wirklichkeit zum Verstehen zu bringen, untersucht K. hier sozialpsychologisch und soziologisch die Berliner Unterwelt der Herwig'schen Romane und die Gesellschaftszukunftsbilder bei Robert Hugh Benson. Die Herwig'schen Typen des Gesamtmilieus treten in den beiden Klassen der „Eingeengten“, die eben von Gott und allen guten Geistern abgesperrt sind, und der helfen wollenden Sebastiangruppe uns entgegen. K. findet Herwigs fast einzigen Rettungsaufwurf an die proletarische Dekadenz, sich zur christlichen Nächstenliebe, zu Gott hin zu wenden, zu unvermittelt und einseitig. Die Gesinnungsreform, ob sie auch ausschlaggebend sei, verlange zugleich die Zuständereform im großen und kleinen. — Wenn K. der katholischen Sozialreform des 19. Jhs diese Erkenntnis abzusprechen scheint, so trifft dies v. Ketteler und Hitze u. a. gewiß nicht. — Mit dem eben berührten hängt der andere Tadel K.s zusammen, Herwig habe fast nirgendwo die heilende Kraft des Gemeinschaftslebens, der Familie aufleuchten lassen. Auch die priesterliche Helferliebe des Sebastianjüngers Bernhard erscheine wie herausgelöst aus der doch so mächtigen und unentbehrlichen Gemeinschaft seiner Kirche. G.

329. Cordes, Cord, Der Gemeinschaftsbegriff im deutschen Katholizismus und Protestantismus der Gegenwart. gr. 8^o (III u. 69 S.) Leipzig 1931, Heinsius Nachf. Eger & Sievers. M 3.— C. schildert den bei den zwei Konfessionen herausgebildeten Gemeinschaftsbegriff, dessen Wichtigkeit für die Soziologie sowohl wie für die Theologie er mit Recht hervorhebt. Der katholische Gemeinschaftsbegriff wird vornehmlich in den drei Typen des Heinrich Pesch'schen Solidarismus, des Schrifttums des Volksvereins und Guardinis vorgeführt. Die heutigen Gemeinschaftsgedanken im Protestantismus, dem man seit dem Kriege nicht mehr „Individualismus“ vorwerfen solle, treten uns in der Formung entgegen, die sie in der Theologie der Krisis, bei Stange, Heitmann und Gutmann empfangen haben. — Man darf anerkennen, daß es C., der von Litt herkommt, weitgehend gelungen ist, in die katholische Gedankenwelt sich hineinzuversetzen. Zum Thema dienlich wären noch etwa Dieckmann, Gundlach, v. Hildebrand. Der Tadel des scholastischen Schemas Materie und Form in der Gemeinschaft übersieht, daß es sich um eine Metapher handelt ähnlich wie beim Organismus- oder Koordinatenvergleich; man denke an Stoff und Form in der Erkenntnis bei Kant; C. selbst spricht von Form und Inhalt in der Gemeinschaft. Die unübersehbare theoretische und praktische katholische Literatur über die Nächstenliebe, die er wenig erörtert findet (11), scheint C. entgangen zu sein. Zu S. 42: C. will wohl sagen, der Ausdruck *corpus mysticum* (nicht *corpus Christi*) sei von manchen Scholastikern auf andere Gemeinschaften übertragen worden; vgl. Suarez; *mysticum* bedeutet hier *morale*. G.

330. Gundlach, Gustav, S. J., Stand; Ständewesen. Ständestaat (Sonderabdr. aus d. Herderschen Staatslex., 5. Aufl., V. Bd. Sp. 45—62; 67—71). Freiburg i. B. 1932, Herder. — Das naturgemäß von unten, von der Familie, her sich aufbauende flutende Gesellschaftsleben muß schon in sich selbst Ordnungs- und Rechtmäßigkeitspfeiler aufweisen, öffentlich-rechtliche „Stände“, damit der Staat, der wohl letztes, stärkstes Rückgrat ist, doch nicht unmöglicherweise alles selbst reglementieren muß. G. bespricht u. a. den Geburtsstand, den Berufsstand, den Lebens- (bes. Familien-) Stand; Stand und Klasse; die Bedeutung der Stände für die Wirtschaft und den Staat; die Bemühungen der Katholiken um den Ständegedanken und den Ständestaat. — In gedrängter Kürze wird hier alles Wesentliche über eine der wichtigsten Zeitbestrebungen geboten. Mit Recht wird von G. gegenüber bekannten

Tendenzen die Bedeutung des Familienstandes betont. Besitzt doch dieser Stand naturrechtlich und, kraft der Verfassung, öffentlich-rechtlich mehr Unentbehrlichkeit und mehr Staatlichkeits- und Rechtscharakter als alle übrigen Stände, da er ja auch das entscheidende objektive Wertgebiet, die Erziehung, zu verwirklichen hat. So ist er, wie die anderen Stände, nicht bloßer „Stoff“ der Gesellschaft und des Staates. G.

331. Gundlach, Gustav, Orden (Kirchliche Vereinigungen): Handwörterb. der Soziologie, hrsg. v. Vierkandt, 399—405. gr. 8°. Stuttgart, Enke. — Der in seiner Kirche fortlebende Christus will die ganze Menschheit heiligen und in einer auch sichtbaren Gemeinschaft, die aber die übrigen Interessen und Gemeinschaftsbildungen nicht antastet, vereinigen. In den Orden schließen sich nun Menschen mit individuell gleichgerichtetem Christusbild frei zusammen, aber stets auf dem Boden der gemeinsamen Kirche, was sie von Sekten unterscheidet. Somit bleibt das einzige Heiligungsziel aller Christen, die alle Nächstenliebe umschließende Gottesliebe, auch Ziel der Ordensleute, die in den „evangelischen“, dem Geiste Christi entstammenden Räten nur eine gottgeschenkte Erleichterung des Weges zum Ziel erblicken; das schließt eine „Doppelmoral“ aus. Im Ordenswesen kommt demgemäß außer der Übernatur menschliche Initiative nach Zeitgaben und -aufgaben zu reichlicher Geltung; die Satzungen führen zur Gottes- und Nächstenliebe hin und damit zur sichersten Persönlichkeitsentfaltung und zu tiefstem Weltdienst: „So rechtfertigt also der Orden seine ‚Weltflucht‘ durch eine erhöhte Leistung für die ‚Welt‘, für den sie durchdringenden ‚fortlebenden Christus‘, die Kirche“ (402). — Die inhaltreiche Arbeit enthält u. a. berichtigende Hinweise auf Max Weber. G.

332. Antonius von Padua. Festgabe zum 700. Todestag. Hrsg. v. Erhard Schlund, O.F.M. 8° (317 S.) Wien 1931, Gsur. Geh. M 6.75; geb. M 9.— Hier sei auf die soziologische Bedeutung dieses Jubiläumssammelwerkes zu Ehren des großen, aus der Kreuzzugszeit stammenden Volksheiligen hingewiesen, der von Leo XIII. der „Heilige der ganzen Welt“ genannt wurde (98). Zwei Beiträge von Ernst Karl Winter behandeln den Einfluß der Antoniusverehrung auf Staat und Kunst (238—290). Ähnlich bieten andere Abhandlungen, die zum Teil aus den Übungsseminarien der Münchner Franziskanerhochschule hervorgegangen sind, reiches geschichtliches Material zum Leben, zur Legende und zum Kultus des hl. Antonius sowie zu den kulturellen Auswirkungen der Antoniusverehrung vorab im bayrisch-österreichischen Kulturkreis — das Vorbild einer Hagiogeographie. Der Anhang enthält u. a. eine Quellen- und Literaturangabe. Das vornehm ausgestattete Werk bietet 33 Bildnisse, die meist dem genannten Kulturkreis entnommen sind. G.

333. Dominicus a Jesu Maria, Ord. Carm. Disc., Seine Persönlichkeit und sein Werk. Eine Festschrift zum 300. Todestag des Ehrw. Diener Gottes. Hrsg. v. August M. Knoll, Ernst Karl Winter, H. K. Zessner-Spitzenberg. 8° (240 S.) Wien 1930, Gsur. M 5.25; geb. M 7.50. — In diesem für die Geschichte und Soziologie eines bedeutenden Ordens und eines seiner größten Söhne reichhaltigen Sammelwerke, dessen Beiträge zumeist von Karmelitern stammen, untersucht Ernst Karl Winter historisch-kritisch und soziologisch u. a. den Anteil des heiligmäßigen Karmeliten Dominicus a Jesu Maria an der Schlacht am Weißen Berge. Es wird ihm dies Anlaß, den Begriff der Staatsmystik überhaupt zu entwerfen, sodann besonders den Reiz wie die Tragik der barocken Staatsmystik darzustellen. G.

334. Casotti, Mario, La Pedagogia di S. Tommaso d'Aquino.

Saggi di pedagogia generale. 8^o (207 S.) Brescia 1931, „La Scuola“. L 6.— Der erste dieser gesammelten Aufsätze, nach dem die ganze Sammlung benannt ist, sucht die Ursprünge und Anlässe der pädagogischen Lehre des hl. Thomas in Augustins *De magistro*, bei Averroes und Avicenna aufzuspüren; die Überbetonung der *doctrina* gegenüber der *inventio* im Mittelalter wird hervorgehoben. Falsche Auffassungen über die „natürliche Erziehung“, das „Schöpfungertum“, die Selbsterziehung, die Freiheit, wie sie im früheren liberal-demokratischen Italien vertreten waren, finden eine gründliche Kritik. Aber auch neueste Probleme des Religionsunterrichts in den Volksschulen und der Philosophie in den höheren Schulen im Italien der Lateranverträge werden behandelt, zum Teil im Gegensatz zu Giovanni Gentile.

G.

335. Casotti, Mario, Il metodo Montessori e il metodo Agazzi. Saggi di didattica. 8^o (224 S.) Brescia 1931, „La Scuola“. L 6.— Während Montessoris Methode in Auswahl des Kinderspielzeugs abstrakt vorgeht, beginnt Rosa Agazzi in ihren Kindergärten mit dem wahrhaft Natürlichen, Konkreten, durch Weckung des Eigentumsgefühls an praktischen Gegenständen und durch Anpassung an die Familienerziehung. — In folgenden Aufsätzen wendet sich C., Professor an der Kath. Mailänder Universität, gegen Auswüchse der auf Hegelschem Idealismus beruhenden „humanistischen“, die Pädagogik allmählich zu einer aprioristischen Philosophie erhebenden Gentileschen Schulreform, wie sie besonders von Ernesto Cordignola vertreten wird. C. setzt sich für eine Beibehaltung der Seminarübungsschulen ein. Gegen P. Domenico Bassi verteidigt C. die Zulassung der verheirateten Lehrerin, nachdem man einmal auch die übrige Außenarbeit der verheirateten Frau gestattet habe.

G.

336. Maas, Andrew, O. M. C., Père Girard, Educator (Franciscan Studies, Nr. 9). gr. 8^o (X u. 59 S.) New York 1931, J. F. Wagner. Doll —50. — Der Franziskanerkonventuale Greg. Girard (1765—1850), Freund von Pestalozzi, Froebel, Rob. Owen, Wessenberg, Inspektor der Schulen zu Freiburg (Schw.), dessen Einfluß noch in der heutigen französischen Volksschulerziehung nachwirkt, wird in seiner philosophischen und vor allem pädagogischen Richtung auf Grund der größeren Biographien von Daguët, Compayré usw. gekennzeichnet. Philosophisch neigte er zu Jacobi, pädagogisch war er einer der ersten Vertreter der Pestalozzischen „mütterlichen Methode“, des Arbeitsprinzips, der Koedukation und, wenigstens in seiner Frühzeit, der gegenseitigen Schülererziehung. Eine Bibliographie der Werke Girards und über ihn ist beigegeben.

G.

337. Bellersen, Heinrich, Georg Kerschensteiners Bildungslehre und die Grundlagen der christlichen Erziehungswissenschaft. 8^o (VIII u. 116 S.) Paderborn 1931, F. Schöningh. M 5.40. — Das Werk führt gut ein in die Lebensarbeit des nun hingeschiedenen Münchener Pädagogen. B. geht von den wichtigsten Schriften K.s aus und läßt so allmählich das System erstehen, wie er dies ähnlich in seiner Arbeit über Natop getan hat. Gleichzeitig aber wird der Leser auf dem Hintergrunde der K.schen Pädagogik den Umriß eines christlichen Bildungs- und Erziehungssystems sich abheben sehen, das alle wahrhaft fortschrittlichen Gedanken K.s in geklärt und geläuterter Form in das bewährte Alte einbaut. Es sei besonders auf die sorgfältige Darstellung des Arbeitsprinzips und der Berufsschulbestrebungen hingewiesen.

G.

338. Keilhacker, Martin, Der ideale Lehrer nach der Auffassung der Schüler. Eine experimentelle Untersuchung. gr. 8^o (VIII u. 156 S.) Freiburg i. B. 1932, Herder. M 3.— K. sammelte Aufsätze

von 4000 Schülern und Schülerinnen der verschiedensten Gegenden Deutschlands über das Thema: „Wie wünsche ich mir meinen Lehrer (meine Lehrerin)?“ Er entdeckte eine starke Wandelbarkeit des vom Jugendlichen her gesehenen Lehrerideals je nach den Altersstufen der Jugendlichen, nach Strömungen des Zeitgeistes, aber auch entsprechend der Vielgestaltigkeit der überzeitlichen Lehreriadee selbst mit ihren zahlreichen Individuationsmöglichkeiten. Diese methodisch sorgfältig vorbereitete Sammelarbeit mit ihrer ebenso gründlichen und abgewogenen, teilweise tabellarischen Auswertung ist für die pädagogische Theorie und Praxis ertragreich. Den Anhang der wiedergegebenen Aufsätze wünschte man nur noch vermehrt. Einige für Gegenwartsfragen wichtige Resultate seien zur Probe herausgegriffen: Der staatsbürgerliche Unterricht wird von den Jungen bedeutend mehr gewünscht als von den Mädchen. Die Sehnsucht nach körperlicher Betätigung sinkt von 16 Jahren an mit der steigenden Altersstufe sehr stark; so müßten Jugendvereine mit diesem mehr geistigen Bedürfnis der höheren Jahrgänge rechnen. Gerade auch von Jüngeren wird häufig der strenge Lehrer, der seinen Willen durchsetzen und auch strafen müsse, gefordert.

G.